

pronx

N°1

Bock auf Provinz



ABGEFAHREN
24 Stunden am
Brenner

ABGEFUCKT
Porno-Krimis
in der Provinz

ABGEFEIERT
Ein Dorf im
Ausnahmestand

Karnickel statt Fake News. Willkommen im Lokalen.



drehscheibe
aus Lokalredaktionen für Lokalredaktionen

www.drehscheibe.org

Zum Tag der Pressefreiheit
diskutierten Alumni der Deutschen Journalistenschule
mit 8000 Schülerinnen und Schülern
in ganz Deutschland über ihre Arbeit.

Unterstützen Sie Qualitätsjournalismus.

Und solche Aktionen.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis der DJS.

2018.djs-online.de/

Für Mitglieder: Jahrestreffen des Förderkreises
am 30. November 2018 beim Hessischen Rundfunk
in Frankfurt/Main.



Editorial

pronx – Bock auf Provinz
Klartext Nr. 45
Das Magazin der 56A der DJS

Herausgeber

Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 235 57 40
www.djs-online.de, post@djs-online.de

Chefredaktion

Tarek Barkouni, Bernadette Mittermeier
(V.i.S.d.P.)

Chefin u. Chef vom Dienst

Julia Klaus, Vincent Suppé

Textchefin u. -chef

Nora Voit, Bernhard Heckler

Artdirektion

Stella Männer, Dominik Wolf

Bildredaktion

Merlin Gröber, Regina Steffens

Cover-Fotografie

Merlin Gröber

Illustrationen

Karolin Ohrnberger

Redaktion

Tarek Barkouni, Aurelie von Blazekovic,
Antonia Franz, Merlin Gröber, Bernhard
Heckler, Constanze Kainz, Julia Klaus, Stella
Männer, Bernadette Mittermeier, Lisbeth
Schröder, Leonie Sontheimer,
Regina Steffens, Vincent Suppé, Nora Voit,
Dominik Wolf

Beratung

Chris Bleher (Text), Erol Gurian (Foto),
Stefan Tillmann (Konzept),
Elisabeth Wallner (Gestaltung)

Anzeigen

Jennifer Kalisch
DJS Schulungs- und Service UG
(haftungsbeschränkt)
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 5521 1211 599

Lithografie & Druck

Fibodruck und Verlags GmbH
Fichtenstraße 8, 82061 Neuried
+49 89 307 99 70, www.fibodruck.de

Wir danken

unserer Illustratorin Karolin Ohrnberger,
Nils Lucas, Anton Rainer, der 56B und 56K
und dem Team der DJS

Wir krepeln die Hosen hoch und nehmen die Boombox mit, stapfen raus in den Schlamm. Hinaus in die **pronx**. Dahin, wo die Stadt endet. Wo der Asphalt im Kiesweg mündet. Dahin, wo es stockfinster ist in der Nacht und wo einen beim Nacktbaden die Mücken stechen.

Die Provinz ist mehr als dieses Heft. Wir haben hinter den ersten Hügel geschaut, aber dahinter liegen Dörfer, Kleinstädte, Gebirgsketten voller Geschichten, die endlich erzählt werden wollen.

Wir jubeln, weinen, fluchen über das Leben abseits der Metropolen. Wir reißen Plattenbauten ein und feiern unterm Sternenhimmel. Wir haben Bock auf Provinz.

Die Redaktion



Inhalt

- WO WOLLT IHR LEBEN? 6**
Drei Protokolle über
Heimatsuche
- KAUF LAND 8**
Produkte für Städter, die Stallgeruch
ohne Stall wollen
- EINE JUGEND... 9**
Ein Loblied auf den Vorort
- DER HELD IM ERDBEERFELD 10**
Tim Hartmann bloggt
über sein Leben als Dorfkind
- „ÜBELST DORF“ 14**
Ein Streifzug mit der Band *Blond*
durch Chemnitz
- 4 FRAGEN AN... 18**
Christian, einen der besten Farmer der Welt
- ODE AN DIE ÖDE 18**
Die charmantesten Werbelügen von Käffern
- GENERATION WINE 20**
Zwei junge Winzer haben keinen Bock auf Fusel
Über einen neuen Jahrgang
- DIE BESCHÜTZER 24**
Ein fotografisches Denkmal
für die letzten Blitzbäume
- SOUND OF KITSCH 30**
Busladungen voller Musical-Fans jodeln sich
quer durchs Salzkammergut
- IM FREMDEN TRIKOT 36**
Ein Fußballverein kämpft
um seine Identität
- INSELKINDER 40**
Auf den Nordseeinseln fehlen Geburtenstationen.
Eine Odyssee für Schwangere





44 BANKVERBINDUNG

Dörfler sorgen für Veränderung

46

ABGEFAHREN

24 irre Stunden im Dorf Brenner

52 „ARMUT AUF DEM LAND FÄLLT AUF“

Ein Sozialarbeiter über Ungleichheit

53 BÜRGERMEISTER-LEAKS

Eine Kolumne über die Wehwehchen der Kleinststadtpolitik

54 EIN TÜCHTIGER PORNOGRAF

Ein Sex-Krimi-Autor im Shitstorm seines Heimatdorfs

58 FESTE FEIERN

Einmal im Jahr ist Vernichterparty. Zwei Tage Ausnahmezustand

62 NEU VERWURZELT

In der Natur leben und digital arbeiten: Die Glocalisten erobern das Land

65 TUNING IS NOT A CRIME

Eine Jugend als Sonntagsfahrer

66

PROMISED LAND

Fühlen, schmecken, furzen: Unsere Autorin lernt, was Achtsamkeit bedeutet

70 WENN FICHTEN FALLEN

Eine junge Försterin kämpft gegen den Klimawandel

72 HASTE MAL NE LINE?

Das Hip-Hop-Quiz mit Hinterland-Rhymes

73 ERSTER GANG

Drei Promis vom Dorf erzählen von der großen Freiheit Führerschein

74 AM ARSCH DER WELT

Angeberwissen über Buxtehude, Hintertupfung und die Pampa

Wo wollt ihr leben?

Studentenbude in der Innenstadt oder Eigenheim am Ortsausgang? Drei Gefühlsprotokolle über das Suchen und Finden von Heimat.

PROTOKOLLE: STELLA MÄNNER & REGINA STEFFENS



Als ich im Januar von Tübingen aufs Land gezogen bin, musste ich mir selbst Mut machen. Ich wollte mit einer guten Freundin eine WG gründen. Dass wir dazu in ein 800-Einwohner-Dorf ziehen würden, hätten wir beide nicht gedacht.

Am Anfang haben wir uns vorgestellt, an den Stadtrand von Tübingen zu ziehen. Doch dann haben wir uns in eine Wohnung in Breitenholz verliebt. Sie war wunderschön: Holzboden, zwei große Zimmer, Wohnküche, ein Balkon. Und noch dazu bezahlbar. Auch das Dorf hat es uns angetan. Breitenholz hat eine magische Wirkung. Trotzdem hatte ich vor unserem Umzug Angst. Im Dorf gibt es keine Geschäfte, nicht mal einen Bäcker. Außer einem Kindergarten und einem Künstlercafé gibt es hier nichts. Der Bus fährt nur einmal die Stunde. Ich hatte Angst zu vereinsamen. Nicht wegzukommen, wenn ich will, oder abends nicht wieder heimzukommen. Ich hab mich gefragt, ob uns unsere Freunde noch besuchen kommen, wenn wir so weit draußen wohnen. Und ob wir es schaffen, ohne Auto einkaufen zu gehen.

Alle meine Ängste waren unbegründet. Ich bin unglaublich glücklich hier. Viele unserer Freunde kommen uns besuchen, weil sie hier abschalten können. Die Busfahrt nach Tübingen ist für mich ideal, um runterzukommen. Ich liebe es, 30 Minuten lang einfach nur in die Landschaft zu schauen. Auch das Einkaufen klappt. Einmal die Woche mache ich einen Großeinkauf in der Stadt, sonst fahre ich mit dem Fahrrad zum Dorfladen im Nachbarort.

Vor Breitenholz habe ich in verschiedenen Städten gewohnt. Erst hier habe ich gemerkt, dass mir das Stadtleben nicht gut tut. Früher war ich häufig gestresst. Heute genieße ich die ausgiebigen Spaziergänge in der Natur und diese Ruhe.

AMÉLIE (27)



Ich bin in einem Dorf mit 2.600 Einwohnern im „Schwobeländle“ aufgewachsen und könnte dorthin nicht zurückziehen. Seit dem Abi komme ich nur noch auf Stippvisite her. Meine Eltern leben noch in Linsenhofen. Meine Schwester ist nach Frankfurt gezogen und ich nach Stockholm.

Mir ist wichtig, mit Menschen zusammen zu sein, die was von der Welt gesehen haben und offen sind. Die finde ich in Linsenhofen nicht. Allein schon die vielen alten Leute machen den Ort für mich unattraktiv. Wenn dann auch noch die Nachbarin den ganzen Tag aus dem Fenster schaut und sich beschwert, dass man das Auto auf ihrem Hof wendet, wenn ich Teenager auf ihren Rollern im Dorf rumgammeln sehe, die sich für kleine Gangster halten – dann habe ich genug.

Wegweisend war für mich ein Erasmus-Jahr in Istanbul. Da habe ich gemerkt, dass Linsenhofen keine Option mehr für mich ist. Ich bin dann als Sprachlehrer nach Kolumbien gereist, habe in Schweden und Mexiko meinen Master gemacht. Ich brauche einfach Orte, wo immer was los ist, wo man essen und feiern gehen kann.

Meine Mutter hat geweint, als ich mich nach dem Studium entschieden habe, in Stockholm zu bleiben. Ich fühle mich schlecht gegenüber meiner Familie. Das sind harte Abschiede. Aber ich will eben karrieremäßig etwas erreichen. Stockholm ist eine Riesenchance für mich. Auch meine Freundin aus Mexiko findet hier leicht einen Job. Ich werde bei einem großen Technologieunternehmen arbeiten. Das gibt es in Linsenhofen nicht. Es hat mich traurig gemacht, dass meine zwei engsten Kumpels aus der Schulzeit das nicht nachvollziehen können. Sie studieren in Stuttgart und werden in der Gegend bleiben. Ich glaube, wir verstehen uns gegenseitig nicht.

NICO (27)



Das Leben in der Stadt ist viel komplizierter als auf dem Land. In meinem Heimatdorf steige ich einfach in mein Auto und fahre von Haustür zu Haustür. In hasse es, U-Bahn zu fahren. In München ist man oft Stunden unterwegs, obwohl die Wege so kurz sind. In den Bayerischen Wald, wo ich herkommen, brauche ich knapp zwei Stunden. Jedes zweite Wochenende fahre ich hin.

Ich studiere im achten Semester Medizin. Meine Praktika habe ich alle in unserem Landkreis gemacht. Im Krankenhaus war ich die einzige Studentin auf der Station, jeder kannte mich, ich durfte überall mitgehen. In einer Uni-Klinik müsste ich mit fünf anderen Praktikanten konkurrieren. In Deggendorf werden extrem viele Ärzte gesucht. Es wäre fast blöd, meinen Facharzt nicht da zu machen. Von vielen Ärzten könnte ich später die Praxis übernehmen. Ich habe schon Angebote.

Man muss das Leben in einer Großstadt auch mal mitgenommen haben. Als Studentin ist das cool, aber nicht langfristig. Familienleben könnte ich mir in der Stadt nie vorstellen. Ich habe es genossen, auf dem Land aufzuwachsen. Meine Kindheit habe ich draußen verbracht, meine Jugend im Reitstall. Mit meinem Papa habe ich mal ein Reh an der Flasche großgezogen. Die Story erzähle ich oft, weil sie einfach so für meine Kindheit auf dem Land steht. Zu Hause haben wir nicht hundert Restaurants und das freaky Zeug, das ganz neu auf Instagram ist. Das bedeutet für mich aber auch nicht Lebensqualität. Eher, dass ich nachts das Fenster aufmachen kann und es leise ist.

NINA (23)

Kauf Land

**Fünf Produkte für Großstädter,
die sich zu fein für Gülle und
Gummistiefel sind.**

KONZEPT: TAREK BARKOUNI & DOMINIK WOLF



Die Bio-Eier vom Aldi sind nicht bio genug?
Für den Preis von 836 Packungen kann sich
jeder einen eigenen Hühnerstall von Manufactum
in den Hinterhof stellen. (1.380 Euro)



Du bist Veganer, möchtest aber nicht
auf eine Trophäenwand verzichten?
Der Karton-Hirsch von Cardboard
Safari ist biologisch abbaubar.
(25 Euro)



Graue Betonwände sind modern, aber deprimierend.
Für 30 Euro pro Quadratmeter holst du dir den Wald
als Tapete ins Zimmer. 100% gefühlsecht: Vogel-
geräusche auf Youtube laufen lassen.



Echte Balkonfloristen öffnen ihr Bier nach
geteuer Arbeit mit der Pflanzkelle von
Sneeboer. (43,55 Euro)



**»Das Landleben lockt
sogar diejenigen, die sich nichts
aus ihm machen«**

Fernando Pessoa

Sommer. Angrillen. Weißwein-Laune.
Wäre da nicht die Fliegenplage. Der Wedler
von Proidee für 11,90 Euro übernimmt
die lästige Armbevægung. Woosh!



Eine Jugend...

**...im Vorort: Er vereint das Beste aus Stadt und Land.
Wer ihn spießig oder langweilig findet, hat nie dort gelebt,
sagt unsere Autorin.**

TEXT: AURELIE VON BLAZEKOVIC | FOTO: PRIVAT

Mit 15 war ich Mitglied in einer Fahrradgang. Wir fünf Mädchen auf Citybikes radelten für einen Pfirsich-Nestea zum Edeka, drehten auf der Parkbank ungeschickt Zigaretten und trafen die anderen Boys und Girls am Skatepark. Oben auf der Halfpipe erfuh man, was abging zwischen Laura und Janik aus der Zehnten und warum Julia Hausverbot im Schlecker bekommen hat. Manchmal cruisten wir einfach nur. Alle nebeneinander, an Gartenzäunen vorbei. Autofahrer mussten hupen, damit wir sie vorbeiließen. Uns gehörten die Straßen des Vororts.

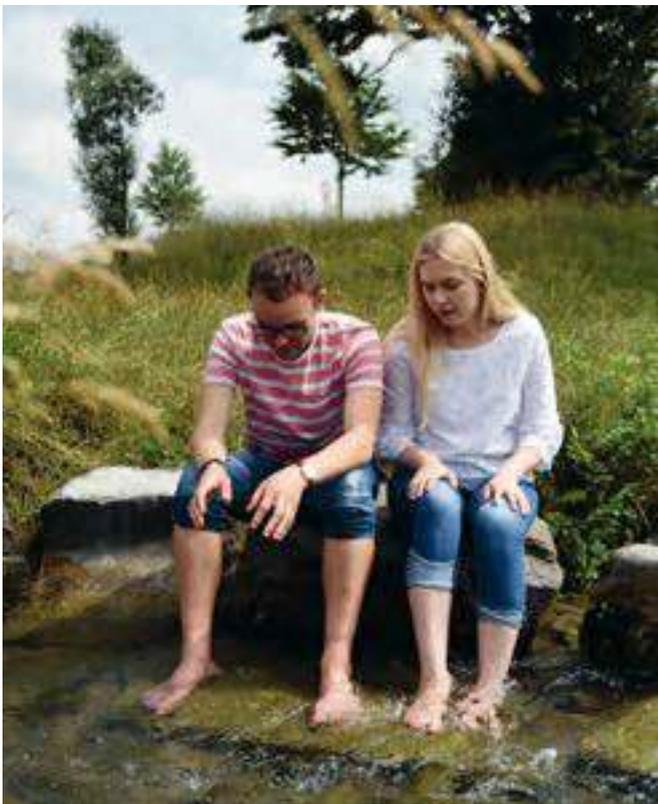
Abends trafen wir uns mit den Anderen hinter dem Bolzplatz, versammelten uns mit Bierkästen und Capri-Eis ums Lagerfeuer. Nur eine Frage der Zeit, bis ein Polizeiwagen den Feldweg hochfuhr. Im Licht der Scheinwerfer rannten wir zu unseren Rädern, traten stehend in die Pedale – gerade noch entkommen.

Nicht wie damals, als zwei von uns den Maibaum hochgeklettert waren. Die Strafe: Anruf bei den Eltern und ein Termin bei Maggy, der Jugendbeauf-

tragten der Polizei. Halb heulend, halb kichernd hatten wir unsere Räder in die S-Bahn geschoben, zwei Stationen nach Hause.

Vorort ist, wo die Bahn einen in einer halben Stunde auch zu Bars in der Stadt bringen kann. Aber scheiß auf die Stadt. Wir trafen uns in der örtlichen „Café-Bistro-Bar“ mit den Zwölf-Euro-Sangria-Eimern und Leoprint-Tischdecken. Da waren sie alle: die Orts-Saufnasen, die Fußballjungs und die Leute aus der Oberstufe. Und die Mitschüler-Kellner verlangten auch nicht dauernd den Perso, wenn wir Piña Colada bestellten.

Im Vorort aufwachsen ist das wunderbare Dazwischen. Die große Freiheit des Landlebens, nur ohne nachts mit dem Auto von Partys abgeholt werden zu müssen. Der Vorort verschaffte mir das Selbstbewusstsein, mich wie selbstverständlich in der Stadt zu bewegen. Ich kannte die Wege zu den Konzerten und Shoppingstraßen. Ich stand auf Rolltreppen immer auf der richtigen Seite. Der Vorort war unser Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und dort waren wir genau richtig.



Der Held im Erdbeerfeld

Tim hat Bock auf sein Dorfleben – und lässt seine Follower daran teilhaben: Auf dem Traktor, im Stoppelfeld, mit der Freundin am Bach. Eine unvorhergesehene Erfolgsstory.

TEXT & FOTOS: STELLA MÄNNER

Tim Hartmann will raus. Raus aus seinem Heimatdorf Mittelrode, rein ins Abenteuer Großstadt. Im Januar 2015 zieht er nach Hamburg. In der Medienstadt will er als Web-Designer Karriere machen. Das Landei in der Hansestadt – das klingt witzig, das klingt aufregend. Tim nimmt sich vor, über sein neues Leben zu bloggen. Drei Jahre später wird er knapp 21.000 Follower haben, er wird sich verlieben und einen eigenen Online-Shop betreiben. Doch seine Posts werden ihn an dem Flüsschen Seseke, nicht an der Alster zeigen. Er wird über Feuerwehrfeste schreiben statt über Hipstercafés, Erdbeeren essen statt Chiabowls. Tims Geschichte beginnt, als sein Traum von Hamburg endet.

Sein Scheitern hatte sich angekündigt. Schon während seiner Umzugsvorbereitungen hatte Tim bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Keine Vorfreude, kein Aufregung, nichts. Zur Sicherheit hatte er sich erstmal für ein möbliertes Zimmer entschieden. Statt mit vollbepacktem Umzugswagen reiste er lieber mit Koffer nach Hamburg. Sollte er wirklich Freunde und Familie aufgeben, nur für den beruflichen Erfolg?

In der Mittagspause seines dritten Arbeitstages gibt Tim auf. Er ruft seine Schwester an und sagt „Ich mach’ das hier nicht weiter, ich will das nicht“ –

„Willst du dem Ganzen nicht noch eine Chance geben?“, fragt sie. Am Ende des Telefonats hat Tim seine Entscheidung getroffen: Er will zurück nach Mittelrode. Nach der Pause geht er zu seinem Chef und bittet um einen Aufhebungsvertrag.

Zurück im Elternhaus hat Tim viel Zeit, um sich mit sich selbst zu beschäftigen. Soll er studieren, sich selbstständig machen, wieder einen Job in Pendelweite suchen? Als er eines Nachmittags an seinem Schreibtisch sitzt und den Schafen auf der Weide vor dem Fenster zuguckt, merkt er, wie viel ihm diese Landidylle gibt. Er merkt, wie sehr er es liebt, ein Dorfkind zu sein. Schade nur, dass ihn so wenig junge Leute verstehen. Für die meisten zählt nur eins: rauskommen, in die hippe Großstadt ziehen. Vielleicht müsste jemand das Dorf von seinen negativen Klischees befreien? An diesem Nachmittag entscheidet sich Tim, dieser jemand zu werden. Er gründet seinen Blog *DorfstattStadt*. Er möchte der Welt zeigen, warum er nach Mittelrode zurückgegangen ist.

In den nächsten Wochen erlebt er immer wieder Momente, in denen ihm auffällt, was er am Dorfleben schätzt: das Gespräch mit dem Nachbarn, der ihn kennt, seitdem er laufen kann, die Freiwillige Feuerwehr, in der er Mitglied ist, seit er neun Jahre alt ist. Die Tatsache, dass er mit jedem Stein im Dorf eine

**»Ich bin mit
Leib und
Seele
Dorfkind«**

Geschichte verbindet. In diesen Momenten nimmt er sein Handy aus der Hosentasche, notiert sich seine Gedanken oder macht ein Foto. Er lädt sie auf Facebook und seinen Blog hoch, einige Monate später auch auf Instagram. An manchen Tagen kann er seine Dorfkind-Momente in einem Satz auf den Punkt bringen. Für diese Momente erstellt er eine eigene Rubrik: Sprüche, die mit „Leben auf dem Dorf ist:“ beginnen. „Leben auf dem Dorf ist: Du kennst Wege, die nicht mal Google Maps kennt“. „Leben auf dem Dorf ist: Dein Freibad heißt Bach und kostet keinen Eintritt“.

Dann passiert, womit Tim nicht gerechnet hat. Er gewinnt Fans. Als er im Juli 2015 500 Follower hat, ist er so begeistert, dass er seine Freunde zu einem Grillfest einlädt. Für den Abend hat er extra T-Shirts anfertigen lassen. „DorfstattStadt“ steht auf ihnen. Der Name von Tims Blog wird zum Motto der Party. Ein paar Tage später ergänzt er seinen Blog um einen Youtube-Kanal. Das erste Video ist ein Zusammenschnitt der Party. Spätestens jetzt kann jeder Follower Tims Dorfstolz sehen.

Täglich folgen ihm mehr Leute, die auch stolz darauf sein wollen, ein Dorfkind zu sein. Als er die Facebook-Nachfragen nach seinem T-Shirt nicht mehr beantworten kann, gibt er eine Großbestellung in Auftrag und eröffnet einen Online-Shop. Auf einmal bekommt er Mails von fremden Menschen, die ihm Fotos von sich in seinem T-Shirt oder Sprüche für seine „Leben auf dem Dorf ist...“-Rubrik schicken. Eine von ihnen ist Jana.

Als Jana im Oktober 2016 ihr Studium in Münster schmeißt, möchte sie eigentlich nur allein sein. Doch in ihrem Heimatdorf Heeren in Nordrhein-Westfalen ist das unmöglich. Ständig trifft sie auf der Straße Leute, die sie fragen, wie es ihr gehe. Das ist es doch auch, was das Dorfleben besonders macht, denkt sie und schreibt auf Facebook eine Nachricht an DorfstattStadt. „Mein Name ist Jana, ich bin 21 Jahre alt und lebe seit diesen 21 Jahren in demselben Dorf. Ich bin mit Leib und Seele Dorfkind“, schreibt sie.

Die Beiden kommen ins Gespräch. Sie schreiben über Janas abgebrochenes Studium und über ihren Wunsch, ein Leben lang in Heeren wohnen zu bleiben. Tim erinnert Janas Geschichte an sein

Scheitern in Hamburg. Etwas verbindet sie. Im Dezember 2016 fährt er die 180 Kilometer, die ihn von Jana trennen. Auf dem Weihnachtsmarkt haben sie sich zu einem Glühwein verabredet. Ein paar Wochen später zeigen sie sich gegenseitig ihre Dörfer. Als Jana Mittelrode besucht, kommt es zum ersten Kuss. Von da an fährt Tim die Strecke regelmäßig. Auf Instagram schreibt er: „Leben auf dem Dorf ist: Was zwei Dorfkinder verbindet, kann nicht mal die schlechte Infrastruktur trennen“.

Ein Jahr später, ein neues Bild auf Instagram: Jana und Tim im DorfstattStadt-T-Shirt, er küsst ihre Schläfe. In der Bildunterschrift steht: „Ich ziehe von zu Hause aus und gehe, der Liebe wegen, nach Heeren. Es bleibt weiterhin ländlich. Weiterhin Dorf“. Diesmal soll alles anders werden. Diesmal reist Tim nicht mit Koffer an, diesmal kommt er mit seinem Vater und verlegt in der neuen Wohnung Laminat. In Münster, nicht weit von Heeren, hat er einen neuen Job gefunden. Beim Landwirtschaftsverlag waren sie so begeistert von seinem Blog, dass sie ihn direkt eingestellt haben. Auf seinem Blog veröffentlicht Tim einen Artikel: „So kommst du als Zugezogener im Dorf an: Gehe zu Dorfveranstaltungen, trete einem Verein bei, lade zu einem Umtrunk ein, unterhalte dich mit den Leuten, zeige dich erkenntlich – die Geste zählt“.

Trotz der Vorbereitung, trotz Jana und der Tatsache, dass Heeren ein Dorf ist, fällt Tim der Neuanfang schwer. Wenn er mit Jana an der Seseke, dem Dorfbach, entlang spaziert, ist sie es, die Anekdoten erzählen kann. Als Kind ist sie einmal mit ihren Gummistiefeln im Matsch des Bachbetts stecken geblieben. Drei Leute brauchte es, um sie wieder raus zu ziehen. Ein halbes Jahr nach seinem Umzug steht der Eintritt in die Freiwillige Feuerwehr Heeren-Werve immer noch auf Tims To-Do-Liste.

Tims Blog hilft, dass Heeren kein zweites Hamburg wird. Für DorfstattStadt muss er in seiner neuen Heimat nach Landgeschichten suchen. An einem Sonntag im Juni stapft er über ein Erdbeerfeld, fotografiert und interviewt den Bauern. Später wird er einen Bericht schreiben und auf seinem Blog veröffentlichen. Tim hat diesen Sonntag wieder einen Heereener Bürger mehr kennen gelernt.

RÜCKEN WIND FÜR TALENTE



Unser Angebot

- Stipendien und ideelle Förderung
- Foren zum interdisziplinären Austausch
- Zugang zu unserem Netzwerk im In- und Ausland
- Alumni-Programm, Mentoring

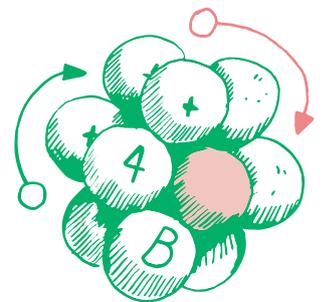
Unsere Erwartungen

- Besonders gute Schul- und Studienleistungen
- Gesellschaftliches Engagement und politisches Interesse
- Unterstützung der Ziele der Heinrich-Böll-Stiftung

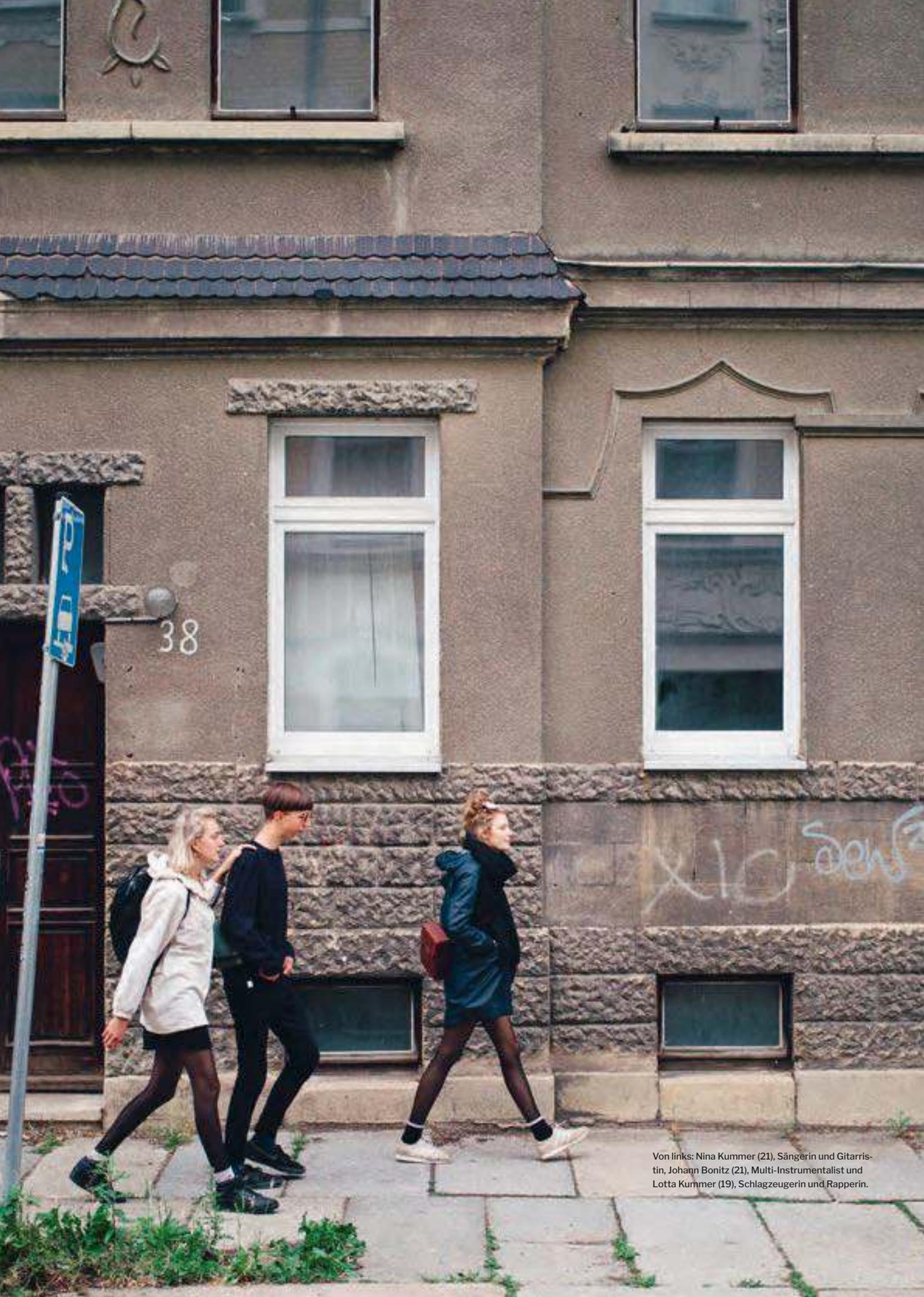
Einige unserer Förderschwerpunkte

- Menschen mit Migrationsgeschichte
- Studierende aus Fachhochschulen
- Frauen in den MINT-Fächern
- Studierende aus nicht-akademischem Elternhaus
- Internationale Förderung

Stipendien-Programm
**Medienvielfalt anders:
Junge Migrantinnen
und Migranten in den
Journalismus!** Nächste
Bewerbungstermine:
1.9.2018, 1.3.2019



Bewerbungstermine sind in der Regel 1. März und 1. September
(Aktuelles siehe immer unter www.boell.de/studienwerk)



38

Von links: Nina Kummer (21), Sängerin und Gitarristin, Johann Bonitz (21), Multi-Instrumentalist und Lotta Kummer (19), Schlagzeugerin und Rapperin.

»Übelst Dorf«

Viele Bands ziehen nach Berlin, um Karriere zu machen. Nina, Lotta und Johann von *Blond* sind in Chemnitz geblieben. Ein Streifzug durch eine Stadt, die sich wie Provinz anfühlt.

INTERVIEW: LEONIE SONTHEIMER | FOTOS: NILS LUCAS

Chemnitz ist als Kaff verrufen. Ihr seid hier geblieben. Warum?

NINA: Wir müssen uns total oft dafür rechtfertigen. Schon in der Schule hat es mich hart genervt, wenn die Anderen gesagt haben: „Wir ziehen nach Berlin oder Leipzig, da geht immer was.“ Dabei hast du in Berlin Probleme, als Newcomer mal irgendwo aufzutreten.

JOHANN: Ich kann verstehen, dass man in die Großstadt will, wenn man vom Dorf kommt. Aber für mich gibt es keinen Grund, aus Chemnitz wegzuziehen.

LOTTA: Hier spricht es sich schnell rum, wenn es was Neues gibt.

NINA: Chemnitz ist die perfekte Mischung aus Dorf und Großstadt. Dorf, weil sich alle in der kreativen Szene kennen und helfen. So konnten wir ziemlich früh bei Freunden auftreten oder was aufnehmen. Das ist schon übelst Dorf find ich. Großstadt, weil es trotzdem Clubs gibt.

Die Band sitzt an einem langen Holztisch im zweiten Stock einer ehemaligen Strumpffabrik. Die Küche geht nahtlos in Ess- und Wohnzimmer über. Die Wände sind unverputzt, der Kühlschrank knallgrün, alles sieht irgendwie arty aus. Die Schwestern Kummer sind in dieser Wohnung aufgewachsen. Lotta wohnt noch hier, Nina ist vor zwei Wochen ausgezogen.

Die zwei älteren Brüder Felix und Till, die in der Band Kraftklub spielen, wohnen schon länger nicht mehr hier. Der Vater stellt einen Teller Kekse auf den Tisch: „Kleingebäck?“ Die Geschichte von Blond begann im Kinderzimmer.

Wann wurde es ernst mit der Musik?

NINA: Als Kinder haben wir immer „Band“ gespielt. Irgendwann haben wir die Papp-Instrumente durch richtige Instrumente ersetzt. Ein Penny-Keyboard zum Beispiel, das coole Rhythmen hatte.

JOHANN: Mit 15 haben wir auf meiner eigenen Jugendweihe gespielt. Da wurde es ernst.

LOTTA: Ich war 13. Oh Gott war ich aufgeregt. Immer wenn ich mein Bein durchgedrückt habe, hat man das Zittern in der Bass Drum gehört.

NINA: Jetzt erleben wir unseren ersten Festivalsommer. Es war wirklich so ZACK! Und plötzlich hatten wir ganz viele Gigs.

JOHANN: Und Fans.

Jetzt bringt der Vater einen Umschlag. Darin: zwei Exemplare einer Schülerzeitung aus Hilpoltstein, die Blond interviewt hat. Die Mädels beschreiben Johann, was sie auf den vier Seiten sehen, Johann ist blind. Sie diskutieren, wie viele Fan-Clubs sie mittlerweile haben: drei, nein sogar vier.

»Die Provinz fängt da an, wo sich die Bürgerwehr formiert«



Eure Musik ist eine Mischung aus Indie, Pop und Quatsch, mal auf Englisch, mal auf Deutsch. Sind euch die gängigen Genres zu langweilig?

JOHANN: Es ist total blöd, das in einem Genre zusammenzufassen.

NINA: Aber wir haben doch eins.

JOHANN: Ja, Las Vegas Glamour.

NINA: Wir haben uns unsere eigene Musikrichtung ausgedacht.

LOTTA: Die ist nicht ausgedacht.

NINA: Ja, halt entwickelt.

Las Vegas? Ist ja schon ein bisschen weit weg von Chemnitz.

NINA: Wir spiegeln das wider, was man sich vorstellt, wenn man Las Vegas Glamour hört. Da ist was los. Das ist laut.

JOHANN: Gute Laune.

NINA UND LOTTA (grölen einstimmig): Guute Laauuune!

Um die Ecke von Ninas und Lottas Elternhaus steht eine Reihe alter Garagen. Jemand hat in riesigen grünen Buchstaben Blond drauf gesprüht. Hier im Chemnitzer Stadtteil Bernsdorf ist sowieso alles voller Garagen. Nina, Lotta und Johann steigen in die Straßenbahn Nummer Zwei. Zur Zentralhaltestelle sind es von hier sechs Minuten. Auf der Strecke sind viele Baustellen und viele leere Häuser. Nichts sieht hier nach Großstadt aus, obwohl Chemnitz knapp 250.000 Einwohner hat.

Wo fängt für euch die Provinz an?

NINA: Da, wo es keine Kultur mehr gibt.

JOHANN: Und keine öffentlichen Verkehrsmittel.

NINA: Und da, wo sich die Bürgerwehr formiert. Wo die Leute in Einfamilienhäusern wohnen und 'nen geilen Garten haben, aber Angst, dass sich was verändert. Manchmal reicht es ja schon, dass Leute in der Stadt so denken, damit es sich wie Provinz anfühlt.

Wart ihr als Teenies mal auf dem Land?

NINA: Ja. Im Garten einer Freundin draußen im Stadtteil Einsiedel hatten wir unsere ersten Alkohol-Eskapaden. Wir sind nur hingefahren, weil uns da keiner erwischen konnte. Da ist halt wirklich gar nichts.



Schillernde Kostüme und drei Liter Milch – *Blond* leben den Chemnitz-Glamour

Auf dem Weg von Bernsdorf ins Zentrum rollt die Straßenbahn an Murats Imbiss vorbei, der allein auf einem Betonplatz steht. „Wenn wir mal richtig viel Geld machen mit unserer Musik, vergolden wir die Bude. Das haben wir Murat versprochen“, sagt Nina. Dann schweifen die Gespräche ab: Es geht um das Atomino, „den wichtigsten Club“, in dem Johann nach eigener Aussage die letzten fünf Jahre jedes Wochenende verbracht hat, und um die AfD. Die erhielt hier bei der letzten Bundestagswahl 24 Prozent. Das ärgert die Band. Und dass die Straßen in Chemnitz so breit sind, dadurch lieben sie sich „echt schlecht blockieren“.

Am 1. Mai habt ihr auf einem Konzert gegen Nazis gespielt. Weil das in Sachen zum guten Ton gehört oder aus Überzeugung?

NINA: Aus Überzeugung. Aber wir wollen keine Demo-Band sein. Wir gehen viel auf Demos, aber halt privat. In Chemnitz hast du viel mehr Kontakt zu Leuten, die nicht deiner Meinung sind. Du wohnst hier nicht in einem linken Stadtviertel, wie zum Beispiel in Leipzig oder Berlin, sondern triffst ständig auf irgendwelche Assis. Du musst dich hier damit auseinandersetzen.

Was ist denn „assi“ für euch?

NINA: Na zum Beispiel die Eltern von 'ner Schulfreundin. Die hatten immer Angst,

dass die Flüchtlinge, die am anderen Ende der Stadt in der Unterkunft wohnen, bei ihnen einbrechen. So komische Vorstellungen halt.

Von der Zentralhaltestelle laufen die drei um die Ecke zu einem anderen elementaren Dönerladen: Alanya ist der Späti-Ersatz in Chemnitz. Jede Menge Bier gibt's hier. Und verschiedene Sorten Wodka. Nina bestellt einen Halloumi Dürüm, Johann eine Dönerbox, Lotta hat gerade erst gefrühstückt. Es ist 16 Uhr.

Was wäre Euch lieber: ein Tag ohne Essen oder ein Tag ohne Internet?

NINA: Ohne Essen.

JOHANN: Ohne Internet. Nichts essen ist schlimm.

NINA: Es ist ein Geschenk Gottes, dass es Facebook und Instagram gibt. Es ist nicht aufwändig, dort coole Sachen zu machen. Und die Leute nehmen es dir nicht übel, dass du sie komplett zuschüttetest mit deinem Content. Weil es so normal ist.

Auf Instagram hat Blond über 10.000 Follower. Vor jedem Auftritt postet die Band dort ein Ankündigungsvideo mit albernen Rhymes oder Choreos. Mal rappen sie, mal greifen sie zur Flöte. Sich selbst nicht zu ernst zu nehmen, gehört für die Band genauso dazu wie Outfits, die aussehen, als kämen sie aus dem Kostümfundus.

Johann trägt extravagante Sonnenbrillen, die Mädels auch mal ein Abiballkleid. Die Show kommt gut an. Jetzt muss die Band an ihrem ersten Album arbeiten. Nina, Lotta und Johann wollen heute noch in den Proberaum.

Meint ihr, ihr könnt irgendwann von eurer Musik leben?

NINA: Es ist krass, wie ewig das bei Bands dauert. Je mehr du verdienst, desto mehr Techniker nimmst du mit auf Tour, damit es noch geiler wird. Erst ganz am Ende kannst du dich mal auszahlen.

JOHANN: Ja, aber wir haben ja keinen hohen Lebensstandard.

LOTTA: Ich möchte so viel Geld rauskriegen, dass ich mir ne Wohnung leisten kann. Mehr brauch ich eigentlich nicht. Da haben wir mit den Mieten auf jeden Fall Glück.

NINA: Ja, das geht in Chemnitz. Da brauchst du nicht so viel Geld.

pronx ist...
wo alle einen geilen Garten, aber Angst vor Veränderung haben.

4 Fragen an...

Christian, einen der besten Farmer Deutschlands. Er ist Herr über einen gigantischen Bauernhof – im Online-Spiel *Farmville*.

Wie schaut es auf deinem Hof so aus?

Bei mir gibt es eine große Artenvielfalt. Ich habe über 5.500 Tiere. Hühner, Hasen, Wapitis, Schafe, Alpakas, Schweine, Pferde, Büffel, Otter und viele mehr. Die Fohlen oder Ferkel ziehe ich mit der Babyflasche groß. Nach einigen Fütterungen sind sie irgendwann ausgezeichnet, besser können sie nicht werden. Am niedlichsten aber sind die Frettchen und Hunde. Die dürfen bei mir frei über die Farm laufen.

Nur Vieh auf deinem Hof?

Nein! Auf meiner Farm gibt es viel Acker für Pflanzen und Haine für Bäume. Ich habe fast jede Baumart auf meiner Farm. Am liebsten baue ich Langzeitsaatgut an, wie die Blume „Weigelie“.

Dein teuerstes „Pferd im Stall“?

Tatsächlich ein Pferd. Mein grauer Glatthaar-Mini-Zucht-Apfelschimmel. Vier Stunden Reifdauer, nach 100 Mal füttern ist er ausgezeichnet und gibt 72 Erfahrungspunkte.

Wie ist es so mit Urlaub von Farmville?

Ein paar Tage kann ich den Hof schon mal alleine lassen. Und dann sind auch nur die Pflanzen verwelkt. Ich hatte erst einmal einen Ernteausfall. Dann habe ich mit dem Entwelkerspray alles wieder flott gemacht.

Ode an die Öde

Mit Werbeslogans wollen sich selbst die letzten Käffer einen glamourösen Anstrich verpassen. Eine Auswahl der charmantesten Lügen.

**BOCKEL – WIR SIND MEHR ALS
EINE STAUMELDUNG!**

GORLEBEN – HIER LEB ICH GERN

PECH – ZUM GLÜCK GIBT'S PECH

AMERANG – ANGENEHM ANDERS

**HOEXTER-OTTBERGEN – MIT VOLLDAMPF
IN DIE ZUKUNFT**

SÜDTONDERN – DAS DORF, DAS ALLES HAT

ELSTRA – IDYLLISCH UND LEBENSWERT

**ALTENAU IM OBERHARZ – URLAUB,
DA WO DER PFEFFER WÄCHST**

ANBUKKERN

Wort: anbukkern – jemanden auf schüchterne Art anmachen (aus Niedersachsen)

A young child with dark hair and a serious expression sits on a broken wooden chair in a room with crumbling walls and debris on the floor. The child is wearing a dark jacket with orange stripes and dark pants. A window in the background shows a glimpse of the outdoors.

HELFEN SIE DEN KINDERN IN SYRIEN

www.unicef.de

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Köln
IBAN: DE57 3702 0500 0000 3000 00

unicef 
für jedes Kind



Spielplatz für Erwachsene:
der Keller im Weingut Hammel.

Generation Wine

Zwei junge Winzer krepeln ihre Familienunternehmen um. Über Discounterwein, After-Work-Drinks am Rheinufer und WhatsApp-Chats mit Joko Winterscheidt.

TEXT & FOTOS: REGINA STEFFENS

Nach zwei Jahren bekam Juliane Eller eine Antwort. Ihr Vater drückte ihr das Telefon in die Hand und zuckte mit den Schultern: Irgendein Joko Winterscheidt. Juliane konnte es kaum glauben. Vor zwei Jahren hatte sie den Moderator bei einer Veranstaltung in München kennengelernt. Damals wollte er ein paar Flaschen ihres Weins probieren. Sie schickte ihm Bestellinfos auf Facebook. Und jetzt rief er an, um zu bestellen. So kam es, dass Juliane und Joko Wein tranken und Freunde wurden und Startup-Joko was ankurbeln wollte. Einen Homie habe er, der auch Bock auf einen gemeinsamen Wein habe, sagte er zu Juliane. Der Homie ist Matthias Schweighöfer. Sie kreieren einen trockenen Grauburgunder, weil das Jokos Lieblings-Rebsorte ist. Juliane macht die Weinberg- und Kellerarbeit, „die Jungs“, wie die 28-Jährige sie nennt, kommen zum Probieren vorbei, beratschlagen sich auf WhatsApp. 2017 präsentieren sie den *III-Freunde-Wein* auf der *ProWein*-Messe in Düsseldorf. Die zwei Promis sollen eine Überraschung sein.

Während die Drei ihre Gläser in Kameras halten und ihren Wein für Sommerabende am See anpreisen, zerstückt draußen auf dem Messeparkplatz jemand Julianes Autoreifen. Sie erstattet keine Anzeige, trägt den Schaden selbst. Es hätte sowieso nur ins Leere geführt, sagt sie. Bis heute weiß sie nicht, wer es war. Der- oder diejenige muss das Nummernschild gekannt haben, ein Firmenlogo klebte nicht auf dem Wagen. Ein Neider? Manche werfen Juliane vor, Prominenz eingekauft zu haben.

Prominente Werbegesichter hat Markus Nordhorn vom Weingut Hammel nicht. Dafür aber den Discounter Lidl. Zum ersten Mal verkaufte Hammel dort im Frühjahr einen Rotwein und einen Rosé. In einigen Jahren wird Markus, 22, den Betrieb seines Vaters und seines Onkels in der neunten Generation übernehmen, die Firmen-Homepage kündigt Markus an als das „Next Cellar Model“.

Hammel hat ein süßes Billigprodukt wiederbelebt: einen deutschen Wein namens Liebfraumilch, ein halbtrockener Weißwein, den Queen Victoria im 19. Jahrhundert trank. In den Siebzigern produzierte man ihn so günstig, dass er in Verruf geriet. „Die Liebfraumilch ist die Lederhose im Wein, der Johann Sebastian Bach, der Hölderlin im Wein!“, ruft der Onkel Christoph Hammel. So würde Markus das nie formulieren. Er sagt: „Wir wollen Weine herstellen, die allen schmecken, verlässlich und harmonisch sind.“ Hammel sagt, im nächsten Jahr werde er über 100.000 Flaschen Liebfraumilch an Lidl liefern.

Eine solche Zusammenarbeit scheuen viele Winzer, sehen sie sogar als Branchenschädigung. Ihr habt kein Niveau, gebt euch billig, macht Wein für Arme, bekommen Markus und sein Onkel dann zu hören. Discounter seien schuld, dass viele Betriebe ihre Trauben unter Wert an Großkellereien verkaufen müssen. Man gelte bei einigen als jemand, der nicht ernst zu nehmen sei, sagt Markus. „Gerade wollen sie alle zu Edeka oder Rewe, in fünf bis sieben Jahren zum Discounter.“ Als Hammel vor 25



Hipster-Bart versus Hornbrille:
Christoph Hammel und sein
Neffe Markus Nordhorn sind ein
ungleiches Winzer-Team. (li.)

After Work Drinking: Juliane
Eller verköstigt ihre tätowierte
Kundschaft. (re.)

Jahren bei Edeka startete, waren sie mit den gleichen Vorwürfen konfrontiert wie heute. Den Supermärkten haftet aus Winzersicht ein besseres Image an.

Juliane Eller und Markus Nordhorn leben dort, wo eine unendliche Menge Weintrauben wächst, aber sonst so gut wie nichts los ist. Alsheim und Kirchheim an der Weinstraße zählen 2.700 und 1.900 Einwohner. Die nächsten Städte sind Mainz und Mannheim. Alsheim liegt in einem Meer aus Weinreben in Rheinhessen, dort gibt es kaum mehr als eine Hauptstraße und einen Zigarettenautomaten mit vergilbten Knöpfen. Im pfälzischen Kirchheim sieht es ähnlich aus. Juliane und Markus haben Glück und Verantwortung: Die Elterngeneration hat für sie vorgearbeitet – der Einsatz soll sich weiterhin lohnen. Dafür müssen neue Kunden her. Die Käufer von früher, denen man am Hof den Kofferraum mit Weinkartons vollladen konnte, erzählen sie, sterben weg. Sie wissen: Immer mehr junge „Winemaker“ designen schicke Etiketten. Außerdem ist den Deutschen ein Liter Wein im Einzelhandel durchschnittlich nur 3,20 Euro wert. Juliane und Markus wollen ihrer Generation die Qualität zeigen, die von Gleichaltrigen aus Dörfern wie Alsheim und Kirchheim kommt.

Rheinufer in Mainz. Hunderte kommen nach der Arbeit zum Mainzer Weinsalon, um Produkte von Winzern und Winzerinnen wie Juliane zu trinken. Juliane hüpfert von der Kühltruhe zur Theke, einschen-

ken, kassieren, zurück zur Kühltruhe. Hier ist ihre Zielgruppe. Die raucht, ist tätowiert, trägt Jeanshemden oder geblünte Kleider. Weil der Andrang groß ist, mischen sich Plastikbecher und mitgebrachter Discounterwein unter die Menge. Ein Glas Winzer-Wein kostet 2,50 Euro, plus zwei Euro Pfand. Juliane wird bis halb vier nachts am Stand ihren *Juwel*-Wein ausschenken, eine halbe Stunde nach Alsheim zurückfahren und morgens um Acht Reben schneiden.

Mit 23 kam sie vom Weinbaustudium zurück nach „A-Town“, wie sie Alsheim nennt. Sie krepelte den Betrieb der Eltern um, indem sie die Ernte der 20 Hektar auf Handlese umstellte, statt 25 nur noch fünf Rebsorten anbaut, alles ökologisch. Entschlackung kostet Geld. Finanziert haben das die Eltern.

Entschlacken will Familie Hammel nicht. Markus tappt hinter dem Onkel durch die Kellergänge. Drei Meter hohe, alte Holzfässer, Lagerbecken hinter bunten Kachelwänden, moderne Stahltanks. Neonlicht fällt auf den nassen Boden. Beide reden schnell, laufen langsam. Markus schaut nach, wie sich entwickelt, was später als *Sissi und Franz* oder *Lirum Larum* höherpreisig verkauft wird.

Wenn Markus gemeinsam mit seinem Onkel auftritt, kommt er selten zu Wort. Oft fängt der Onkel Markus' Worte mit „Also, es ist so...“ auf. Markus schaut ihn auf eine Weise an, die sagt: Der Onkel weiß halt, wie es läuft. Dessen T-Shirt ist mit „Thank God for Riesling“, seine Cap mit „Veltiner“ bedruckt, dazu trägt er Vollbart. Markus' Shirt ist genauso dunkelblau wie seine Hose, auf der Nase sitzt eine Hornbrille. Christoph Hammel empfiehlt Wein auf Youtube. Markus studiert Weinbau und fliegt bald für ein Praktikum nach Kalifornien, um sich im Napa Valley die richtig großen Weinfirmen anzusehen.

Manchmal wird Juliane gefragt, warum sie ihre Fingernägel rot lackiere, wo sie doch Winzerin sei.



Ältere Generationen finden, eine Handwerkerin sollte keine roten Nägel tragen. Früher sei sie bewusst in Blazer und Bluse auf Messen aufgetreten. Das gehört so, dachte sie. „Aber warum eigentlich? Beim letzten Mal war ich dann halt mal hipster unterwegs.“ Heißt: unordentlicher Dutt und Klettverschluss-Sneaker.

Ähnlich sieht sie auf Instagram aus: mit Cap auf dem Traktor, mit einer Flasche Wein auf dem Skateboard oder am See, ab und zu Arm in Arm mit „Joko und Matti“ im Weinberg. Fast 9.000 Menschen verfolgen, wie sie ihre Werbestory *Rohdiamanten zu Juwelen schleifen* in Hashtags verpackt. Durch Instagram hat Juliane Kunden aus Ländern gewonnen, in denen sie selbst noch nie war. Die Flaschen, die sie zu Hause in Paletten packt, landen in New York, Bangkok und Melbourne. Ihre Produkte gelten als hochwertig und filigran.

Eine junge, talentierte Frau scheint so besonders zu sein in der Weinszene und den Medien, dass oft betont wird, Juliane sei „sehr gutaussehend“. Sie wollte nie Weinkönigin sein, weil das Amt ein Jahr Pause im Betrieb bedeutet hätte. Jedes Wochenende Weinfeste, Rhetorikseminar und Stilberatung. Das ist nicht ihre Welt. Juliane will authentisch sein, jeden Tag um 12 Uhr mit der Familie bei der Oma Mittag essen und in Bangkok mit dem Importeur *Juwel*-Weine in Restaurants ausschenken.

Wenn Markus zu Hause bei Freunden zum Weintrinken verabredet ist, bekommt er meistens eine Flasche vom Discounter vorgesetzt. Denn 2016 wurde fast jede zweite Flasche Wein in Deutschland bei Aldi, Lidl und Co. verkauft. Das Weingut Hammel hat sich bewusst für eine Zusammenarbeit mit Lidl entschieden. Finanzieller Druck habe keine Rolle gespielt. Für Markus wird es eine Gratwanderung zwischen Kunden halten und Kunden gewinnen: die einen, die sich mit den teureren Hammel-Produkten das Gefühl von Qualität im Gourmetrestaurant für 23,50 Euro kaufen wollen. Die anderen, die von einem Winzer namens Hammel die Flasche für 5,99 Euro in den Einkaufswagen legen. Der gleiche Wein bekomme ein unterschiedliches Design, doch überall soll deutlich der Name Hammel drauf stehen.

Der Drei-Freunde-Wein hat es zu Rewe geschafft, das hat Joko arrangiert. Ob die Trauben von Hand gelesen oder maschinell geerntet sind, von einem Weingut oder einer Großkellerei stammen, interessiert im Supermarkt die wenigsten. Die Kundschaft interessiert sich für Winterscheidt und Schweighöfer. Ob der Promi-Bonus 9,90 Euro wert ist? Der erste Kauf zähle, sagt Juliane. Die Leute würden merken, dass der Wein schmeckt und ihn wieder kaufen. Joko bewirbt ihn über Lautsprecher in den Märkten. Die Drei werden sich weiter auf Messen zuprosten und in Klatschzeitschriften posieren. Gerade haben sie den zweiten Wein herausgebracht.

pronx ist... wo dein Onkel T-Shirts trägt, auf denen „Thank god for Riesling“ steht.



Die Beschützer

Früher waren sie Teil der Höfe und Kapellen, haben sie vor Unwetter und Dämonen behütet. Heute werden sie einfach gefällt. Ein fotografisches Denkmal für die aussterbenden Blitzbäume.

TEXT & FOTOS: MERLIN GRÖBER

Die Sagen der nordischen Mythologie ranken sich um eine mächtige Esche mit dem Namen *Yggdrasil*. Sie verkörpert den Kosmos, sie ist der erste Baum der Erde, gewachsen aus dem Leichnam eines Riesen. Ihre Wurzeln werden von einem Drachen angenagt, unter den mächtigen Ästen halten die Götter Gericht. Für die Germanen waren Bäume beseelte Wesen, denen sie Milch und Bier opferten. Sie pflanzten Bäume vor ihre Höfe, in der Hoffnung, Dämonen und Krankheiten fernzuhalten. Im

Mittelalter schützten Linden, Eichen oder Eschen Gebäude vor Blitzschlag. Später wurden Obstbäume zu Geburten und Hochzeiten gepflanzt, sie symbolisierten Leben und Fruchtbarkeit. Bis heute stehen sie vor Kapellen, Wohnhäusern und Bauernhöfen. Nicht mehr als Dämonenschutz, sondern als Schattenspender, wenn überhaupt. Immer häufiger werden sie gefällt. Angst vor Schmutz und herabfallenden Ästen werden Hausbäumen zum Verhängnis. Zeit, ihnen ein fotografisches Denkmal zu setzen.

S. 24-25 und S. 26 oben: Apfelbaum, Wegkapelle, Hegau
S. 26 unten: Birnbaum, Pfarrhaus, Bodenseekreis
S. 27: Walnussbaum, Bauernhof, Hegau
S. 28-29: Lindenbäume, Privatkapelle, Allgäu











Sound of Kitsch

Er ist einer der erfolgreichsten Filme der Welt. *Sound of Music* zeigt ein Österreich, wie Hollywood es sich vorstellt. Eine Busfahrt mit jodelnden Musical-Touristen quer durchs Salzkammergut.

TEXT: CONSTANZE KAINZ & AURELIE VON BLAZEKOVIC

Es gibt ein Gerücht in den Orten des Salzkammerguts. Eine Legende in verschiedenen Versionen. Die krasseste: „Da hat einer seine Tür offen gelassen und dann ist eine Touristin reingegangen und hat in die Badewanne gekackt“, erzählt eine Frau in St. Gilgen. Besucher aus der Ferne, die die malerischen Gemeinden der Region als Freilichtmuseum verstehen und angeblich mal im Badezimmer, mal im Schlafzimmer von Einheimischen landen.

Geschichten, die man sich erzählt, seit die Touristen in Busladungen kommen, um die österreichische Berglandschaft zu sehen. Die Landschaft aus ihrem Lieblingsfilm: *The Sound of Music* von 1965, fünf Oscars, inflationsbereinigt unter den fünf

erfolgreichsten Filmen aller Zeiten, bis heute kennt ihn jedes Kind in fast jeder Ecke der Welt. Außer in Deutschland und Österreich.

Star des Films: Die junge Maria – blonder Kurzhaarschnitt, umwerfendes Lächeln, flatterndes Dirndl – liebt die Berge und bald den Baron von Trapp. Ihren Plan, Nonne zu werden, gibt sie auf, wird Kindermädchen bei den von Trapps. Sie singt und tanzt mit den sieben Kindern in blühenden Wiesen. Mit ihrer ländlichen Bodenständigkeit und ihrer Liebe zu den Kindern sticht sie ihre Konkurrentin, eine Städterin, aus. Am Ende muss die Familie vor den Nazis fliehen, über eine Bergwiese wandern sie in die Schweiz und weiter in die USA aus – Happy End.

Für die Millionen Fans des Musicals über Maria von Trapp, alias Julie Andrews, gibt es die Sound-of-Music-Bustour. Zweimal täglich, 365 Tage im Jahr, bringt das Salzburger Unternehmen Panorama-Tours „the show on the road“. Das Salzkammergut wird zur Kulisse.

Vom roten Sound-of-Music-Bus lacht eine gemalte Maria herunter, sie steht vor einer blauen Bergkette. Tourguide David, 52, aus England steigt ein. Er ist groß und hat ein kleines Bäuchlein. Beim Einsteigen muss er den Kopf einziehen. David nimmt sich das Busmikro. „Let’s get this bus rocking“, ruft er, klammert sich zwischen zwei Sitzen fest, während der Bus sich seinen Weg durch den Salzburger Verkehr bahnt. Selbst an einem Dienstagvormittag starten drei

volle Reisebusse ins Salzkammergut. Vier Stunden lang erleben sie *The Sound of Music*, fahren für kurze Foto-Stopps an die Drehorte des Films. Raus aus dem Bus, Selfie-Stick ausfahren, posieren, lächeln, weiter geht's.

Australier, Brasilianer, Inder, Japaner und viele junge US-Amerikaner sind an Bord, außerdem eine Klasse österreichischer Tourismusschüler auf Heimatsafari. Sie sollen lernen, warum etwa 300.000 Menschen jährlich wegen des Films nach Salzburg kommen. „Heute sind mehr Österreicher im Bus als sonst im ganzen Jahr“, meint David. Auf in die „beautiful and stunning countryside of Austria“, versucht er die noch etwas müde Busladung zu motivieren. „Singt mit, wenn wir den Soundtrack anmachen, habt ihr eure Gesangsstimmen dabei?“, „Jaaaa“, schallt es zurück. David legt die CD ein. Vogelgezwitscher tönt aus den Buslautsprechern, die Hymne des Films, der erste Song des Tages: Julie Andrews singt „the hills are alive“.

In der passenden Filmszene dreht sich Maria zu dem Lied mit ausgebreiteten Armen auf einer blühenden Wiese, hinter ihr ein Bergpanorama. „The hiiiiills are alive“, trällert sie. Die Kamera fliegt über sie hinweg. „With the sound of muuuusic“, Geigen und Trompeten stimmen ein. So viel Kitsch und wunderbare Bergwelt, dass diese Filmszene zum Meme wurde.

Neunte Reihe: Laura, 24, aus New York, singt lauthals mit. „I goooo to the hiiiills, when my heart is looonely.“ Wie die meisten im Bus ist sie absolut textsicher. Seit ihrer Kindheit sieht sie den Film dreimal im Jahr – an Weihnachten ist er im amerikanischen Fernsehen Pflichtprogramm. Als Laura mit ihren Freundinnen eine Europareise plante, war die *Sound-of-Music*-Tour sofort gebucht.

Erste Reihe: David gestikuliert wild. „Nicht alles im Film ist wirklich so passiert“, klärt er gleich zu Beginn auf und zwinkert. „Ihr kennt ja Hollywood.“ Er ist seit sieben Jahren *Sound-of-Music*-Tourguide, fährt fünf Tage die Woche zehn Stunden am Tag mit Touristen durch „the beautiful Austrian landscape“ und spult sein Programm ab.

Vor einigen Jahren zog David für seine Frau von England nach Salzburg. Er konnte nicht glauben, dass sie – eine echte Salzburgerin – den Film nicht kannte. Seinen Lieblingsfilm. Damals. „Ganze Generationen sind hier unglücklich aufgewachsen, weil sie nicht jedes Jahr an Weihnachten diesen *amazing* Film sehen konnten“, ruft David in den Bus. Ein „Ohhh“ schallt zurück.

David spricht ohne Pause. Schweiß glänzt auf seiner Stirn. Mit der rechten Hand zupft er an seiner Krawatte, um sie etwas zu lockern. In dem weißen Hemd und der

Seit ihrer Kindheit sieht Laura den Film dreimal im Jahr.





**»Let's jodel our way to Mondsee«,
ruft David ins Mikrofon.**

beigen Stoffhose könnte er auch in einem Makler-Büro arbeiten. Er weiß, eigentlich würden die Touristen ihn lieber in Tracht sehen, aber er hält es nicht aus, jeden Tag Lederhose zu tragen. Seit ein paar Jahren hat er eine Allergie gegen das Elasthan in den Trachtensocken. Seine Beine sind dann rot und jucken, er trägt notgedrungen lange Hosen und normale Socken. Wenn es wieder besser ist, zieht er die Lederhose und Trachtensocken an. Tracht bringt mehr Trinkgeld.

Beinahe die gesamte Fahrt steht er vorne im Bus, erzählt, dirigiert, macht mal eine Ziege nach, mal eine Nonne – immer passend zum Song. Nur selten setzt er sich auf den freien Platz neben dem Busfahrer, schließt kurz die Augen, atmet durch und ist sofort wieder da. »Let's jodel our way to Mondsee«, ruft er ins Mikrofon. Die Touristen johlen, Laura versucht sich im Jodeln. Etwas zu hoch, etwas zu laut. Die österreichischen

Touristenschüler haben sich in die letzten Busreihen verzogen und schütteln den Kopf. Keiner von ihnen hat je jodelt.

Busfahrer Alex hat Kopfhörer dabei, falls ihm das Gesänge zu viel wird. Privat hört er lieber AC/DC, sein Lieblingslied ist *Highway to Hell*. »Singt mit, gebt alles und schaut raus«, ruft David. »Schaut, wie wunderschön es hier draußen auf dem Land ist. *Stunning!*«

Die perfekte Kulisse für die schöne, natürliche Maria in ihrem Dirndl. Ein unpassender Ort für ihre Gegenspielerin, die Baronin aus Wien. Goldenes Kleid, weiße Handschuhe und aufwendig hochgesteckte Haare – das ist das Bild, das der Film von der Städterin zeichnet. Die Baronin will Partys schmeißen. Maria will mit den sieben Kindern in den Bergen singen, wandern, tanzen. Maria verkörpert das Landleben – das echte Leben.

Vermeintlich. Die Tourismusschüler sind jetzt schon genervt von der Tour. „Wir hupsen hier nicht den ganzen Tag über die Wiesen“, meint ein Mädchen. Den Film haben sie vor ein paar Tagen im Unterricht geschaut. Urteil: Kitschig. „Wer hat sich eigentlich für den Scheiß gemeldet?“, nörgelt eine andere. Die letzte Woche vor den Ferien, sie hätten auch in die *Stiegl*-Brauerei gehen können. Spätestens jetzt wären alle lieber in der Brauerei.

Laura ist begeistert. Alles genau wie im Film. Sie ist fasziniert vom „lake and mountain district“, fasziniert vom Fuschlsee. „So türkis das Wasser, sieht aus wie in der Karibik“, meint sie und versucht, das Idyll mit ihrer Kamera durch die Busscheibe einzufangen. David heizt seine Busladung weiter an: „Wenn euch der Fuschlsee schon gefällt, dann macht euch auf den Wolfgangsee gefasst“, ruft er in Alleinunterhalter-Manier. Für einen Song ist noch Zeit. Band ab. *My Favorite Things*. Jubel im Bus. David singt vor, der Rest macht mit. Schunkelt zu „crisp apple strudels“ und „schnitzel with noodles“, Maria von Trapps Lieblingsmahlzeiten.

Zwei Serpentinien weiter: Der Wolfgangsee glitzert in der Sonne. „Das ist unser Wow-Moment, beautiful Wolfgangsee“, sagt David. Ein Jauchzen geht durch die Busreihen, Laura umklammert ihre Kamera, gleich dürfen alle raus auf den Panorama-Parkplatz. Fotos machen und Filmszenen nachstellen zwischen Bussen und Dixie-Klos. „Nicht zu nah an den Hang“, warnt David die euphorische Gruppe. Dann öffnen sich die Bustüren. Vor dem Bergpanorama eine Wand aus Kameras. „Unfassbar, dass ich wirklich hier bin“, schwärmt Laura.

Plastik-Flocken rieseln auf ein Plastik-Edelweiß.

Die Wirtin im Gasthof Mühlradl am Rande des Parkplatzes ist jeden Tag hier. Die Busladungen, die hier alle paar Minuten ankommen, haben keine Zeit für Kaffee und Kuchen. Sie drängeln sich nur auf die

Fotos machen und Filmszenen nachstellen zwischen Bussen und Dixie-Klos.

Mühlradl-Terrasse, um schnell ein Foto zu schießen. Unten im Ort St. Gilgen am Wolfgangsee – Zwiebelkirchturm, Strandbad und Souvenirshops – erzählt man sich von Besuchern, die in ihrem Fotowahn den Verkehr behindern und offene Haustüren als Einladung zum Wohnzimmer-Sightseeing verstehen. Manch einer erzählt die Legende vom kackenden Touristen. „Es ist echt arg“, heißt es dann. So äußert sich hier aber nur, wer nicht selbst von den Touristen lebt. Das sind fast alle.

Rein in den Bus, nächster Halt: *real austrian village*, Mondsee. In Bestlage am See reihen sich die Sound-of-Music-Busse aneinander. David bringt die Gruppe zum Marktplatz. Die Tourismusschüler fliehen direkt zum nächsten Bier, hören nicht mehr Davids Insider-Tipps. *Really great photos*: „Stell die Hochzeits-Szene in der Kirche nach.“ *Really great Austrian crisp apple strudel*: „Da drüben im Café Braun. Aber bloß nicht nach Schnitzel mit Nudeln fragen.“ Und *really great souvenirs*: „In den Shops gibt es alles, was ihr schon immer wolltet. Sound-of-Music-Parfüm oder Edelweiß in Schneekugeln.“

„Von neun bis 18 Uhr, den ganzen Tag, kommen sie. Leute von der ganzen Welt“, sagt die Verkäuferin im Souvenirshop. „Bei uns hat das Sound of Music ja niemand gekannt, bis die tausenden Touristen gekommen sind.“ Irgendwann habe sie sich den Film dann auch mal angeschaut, um mitreden zu können, besser einschätzen

pronx ist... wo
Touristen denken,
du trägst das ganze
Jahr Tracht

zu können, was die Fans kaufen wollen. Alles, wo eine Edelweißblume drauf ist, läuft super. Auf einem Holztisch stapeln sich Edelweiß-Topflappen, daneben Edelweiß-Tischdecken und Edelweiß-Servietten. Ein ganzes Regal ist gefüllt mit Schneekugeln, in denen Plastik-Flocken auf ein Plastik-Edelweiß rieseln.

Dass die Blume im Salzkammergut in Wirklichkeit nicht wächst, interessiert die Fans nicht. „Edelweiß, Edelweiß, bless my homeland forever“, wird Laura später im Bus singen. „Manche von denen halten das Lied sogar für die österreichische Nationalhymne“, erzählt die Verkäuferin. Laura

verlässt den Laden mit zwei Tüten. Darin eine Edelweiß-Tischdecke und Karten für ihre Mom. Vierzig Minuten später steigen Laura und die anderen wieder in den Bus. David schmeißt die CD an. Julie Andrews tönt nochmal durch die Boxen, „What will this day be like? What will my future be?“ Etwas zu laut antwortet David ins Mikrofon, „wahrscheinlich 3.000 weitere Sound-of-Music-Touren“. Ein sicherer Lacher im Bus. Den Film hat David seit Jahren nicht mehr gesehen: „Ich kann das nicht mehr anschauen“, sagt er und steigt aus dem Bus. Auf der anderen Straßenseite wartet die nächste Gruppe.



Im fremden Trikot



Fußballklubs auf dem Land fehlt der Nachwuchs. Um zu überleben, müssen sie Spielgemeinschaften mit langjährigen Rivalen bilden. Von Alten, die meckern, und Jungen, die spielen.

TEXT & FOTOS: ANTONIA FRANZ

Auf der Terrasse vor dem Grünkrauter Fußballplatz wächst die Unzufriedenheit. Alteingesessene Legenden sitzen vor dem Sportheim bei Steakbrötchen und Bier und wittern Verrat. „Das ist nicht mehr mein Verein“, murrte ein älterer Mann im weißen T-Shirt und rümpft die Nase. Das Weißbierglas in seiner Hand bebt. Er kennt kaum mehr Spieler auf dem Platz. Waldburg und Bodnegg, das waren doch immer Rivalen. Und jetzt? Jetzt spielen die im gleichen Trikot wie seine Grünkrauter Mannschaft, jetzt sind da diese Spielgemeinschaften mit ehemaligen Derby-Gegnern.

Auf dem Platz beobachtet der Mann die Herren-Spielgemeinschaft Grünkraut/Waldburg. In der vergangenen Saison wurden die Mannschaften beider Orte zusammengelegt, der Spielermangel war zu groß. Im Jugendbereich hat der Verein sogar schon seit acht Jahren einen Verbund mit einem anderen Nachbarort: Bodnegg.

Ein Mittwochabend, Nachholspiel der U19 Spielgemeinschaft Grünkraut/Bodnegg. Das, was den Männern auf der Terrasse vor drei Tagen noch so wichtig war, ist Fritz völlig egal. Er zieht sein weißes Trikot über den schlaksigen Körper, die Nummer 3. Aus der Kabine dröhnt Rapmusik und Gelächter, der Trainer drängelt. „Jungs, los jetzt, aufwärmen.“ Nach und nach kommen die Jugendlichen raus, heute im Trikot des TSV Bodnegg, dafür Heimspiel auf Grünkrauter Rasen. Fritz zieht am Klettverschluss seiner Kapitänsbinde und trabt auf den Platz. Er klatscht mit seinen Kumpels aus dem Nachbarort ab, die meisten von ihnen überragt er. Die Mannschaft ist heute schwach besetzt, sechs Spieler verletzt, deshalb hat der Trainer auch ein paar Jüngere aus der U17 mit aufgestellt.

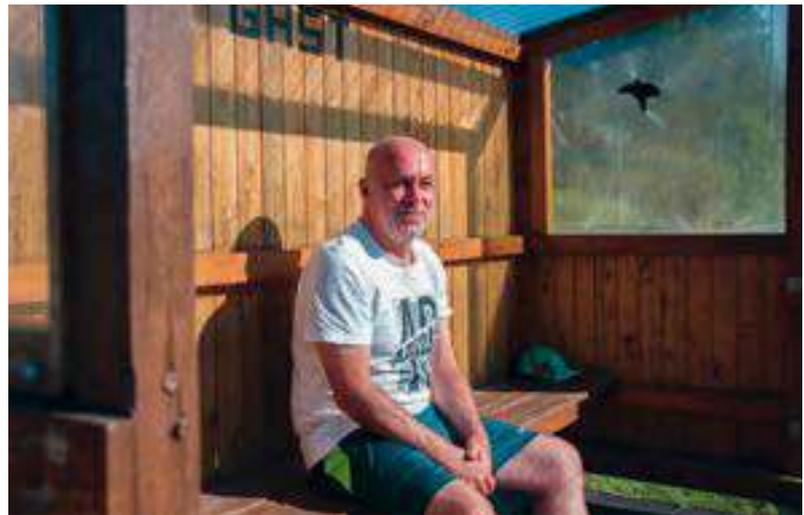
Für den 19-jährigen Fritz, waren sie von klein auf eins: Grünkraut und Bodnegg. Die beiden Dörfer in Baden-Württemberg, die durch den Bus 21 und die Fußball-Spiel-

gemeinschaft verbunden sind. Fritz ist zu jung, um sich noch an die Schmach seines Heimatvereins TSV Grünkraut von 2004 zu erinnern. Als sich Grünkraut und Bodnegg noch keine Sitzbank teilten und die Fans sich auf zwei Seiten gegenüberstanden. Als hunderte Grünkrauter am letzten Spieltag zum Fußballplatz pilgerten, die Meisterschaft-Shirts schon an hatten und mit Bier in der Hand den Aufstieg feiern wollten. Als Bodnegg in der Nachspielzeit das Ausgleichstor schoss und die Grünkrauter Aufstiegsträume in sich zusammenfielen.

Für Fritz ist die Rivalität der beiden Dörfer nicht mehr als ein paar ausgebleichte T-Shirts, die in den Kleiderschränken eingefleischter Bodnegger Fans verstauben und auf denen der Spruch „Ohne Doping und Redbull – Bodnegg Grünkraut 7:0“ kaum noch zu erkennen ist. Heute blicken sie an der gleichen Seite vom Spielfeldrand auf ihre Jugendmannschaft. Dorfvereine in



»Wenn du zukunftsfähig sein willst, dann musst du Spielgemeinschaften bilden«



ganz Deutschland haben Probleme, Nachwuchs zu finden. Allein zwischen 2016 und 2017 ist die Anzahl der Mannschaften im Deutschen Fußball-Bund (DFB) um mehr als 2.200 gesunken, 1.400 davon im Jugendbereich. Mit sinkenden Spielerzahlen steigt die Anzahl der Spielgemeinschaften. In Baden-Württemberg sind ein Viertel der Jugendmannschaften zusammengeschlossene Teams. Bis zu drei Vereine dürfen dort zusammenspielen, die Vorschriften sind je nach Bundesland unterschiedlich. Was jedoch überall gleich ist: Spielgemeinschaften dürfen nicht unbegrenzt aufsteigen und nicht am Spielbetrieb des DFB teilnehmen. Trotzdem gibt es auch bei den Erwachsenen, bei Männern und Frauen, immer mehr Spielgemeinschaften.

Zurück auf der Terrasse vor dem Grünkrauter Fußballplatz. Dass die Herren, die Stars des Vereins, nun auch noch mit Waldburg spielen, das ist hier schon fast ein Skandal. Auf dem Platz hat die Heimmannschaft eine Torchance nach der anderen. Die Spielgemeinschaft führt nach der ersten Halbzeit mit 1:0. „Jungs, mehr

nach vorne“, brüllt der Trainer von der Seitenlinie und läuft hektisch auf und ab. Die Mannschaft spielt gut zusammen, die Pässe kommen an, im Zweikampf sind sie stark. Die Spieler tragen graue Trikots mit grell-grüner Schrift darauf, wer aus Grünkraut oder Waldburg kommt, ist von außen nicht zu erkennen. Als in der vorletzten Minute das 2:0 fällt, stürmen alle dem Torschützen entgegen und jubeln mit ihm.

„Die Mannschaft hat den Zusammenschluss von Anfang an von der sportlichen Seite gesehen“, sagt Julius Igel, zweiter Spielführer der neuen Spielgemeinschaft mit Waldburg. Julius und seine Teamkollegen kannten sich zwar nicht, aber sie haben sich schnell zusammengerauft. Der Unmut der älteren Grünkrauter Fans ist aber auch an den Spielern nicht vorbeigegangen. „Das ist Lokalpatriotismus, die können sich nicht mehr mit ihrem Verein identifizieren, wenn jetzt noch eine andere Mannschaft mitspielt“, sagt Julius.

Es ist dieses Gefühl des zerrinnenden Zusammenhalts der Grünkrauter, die Angst, die geliebten Nachmittage auf dem Fußballplatz zu verlieren. Und das nicht ganz unbegründet. Denn Heimspiele auf Grünkrauter Rasen finden fast nur noch alle vier Wochen statt, schließlich ist jedes zweite in Waldburg. Es kostet nicht nur die Zuschauer Überwindung, den Sonntag in den Nachbarort zu verlegen. Für den Wirt des Sportheims ist es eine Existenzfrage. Die Heimspiele der ersten Mannschaft sind seine Haupteinnahmequelle.

„Wenn du zukunftsfähig sein willst, dann musst du Spielgemeinschaften bilden. Sonst bleibst du auf der Strecke.“ Diese Position vertritt Markus Stordel seit Langem gegen den Willen vieler Vereinsmitglieder. Er ist Abteilungsleiter Fußball und wird von allen Zico, der weiße Brasilianer genannt.

Er hat noch als Spieler erbitterte Duelle gegen die ehemaligen Rivalen Bodnegg und Waldburg ausgetragen und weiß, dass es für einen Verein nichts Größeres gibt als

ein Derby. Doch bei der Frage nach dem sportlichen Überleben seines Vereins hört für ihn die Rivalität auf. Als er die Spielgemeinschaft mit Waldburg vorgeschlagen hat, hätte er auch nie mit so großem Widerstand gerechnet. Doch bei einer eigens einberufenen Vereinssitzung wurde er mit der Realität konfrontiert. Das Vereinsheim brechend voll, 90 Mitglieder drängten sich zwischen den Tischen und Siegerwimpeln aus erfolgreichen Saisons und wandten sich gegen ihn. „Da kommen dann Leute an, die hast du 20 Jahre nicht auf dem Platz gesehen, und meinen, sie wüssten alles besser“, sagt Zico.

Die Fans verstehen die Gründe des Zusammenschlusses mit Waldburg nicht, es gebe doch genug Spieler bei den Herren. „Das Problem ist einfach das Training, da kommt kein Spieler, wenn er eh weiß, dass er am Wochenende beim Spiel dabei

ist, weil wir nicht genug Leute im Kader haben“, sagt Zico. Vor allem Studenten, die aus den Städten nur am Wochenende nach Hause fahren, können am Training oft nicht teilnehmen. Da seien Spielgemeinschaften einfach die ideale Lösung. „Wir wollen fußballerisch weiterkommen und nicht irgendwelche Kriegsbeile von vor 200 Jahren ausgraben.“

Nach dem Spiel der SGM Grünkraut/Waldburg liegt ein grüner Flyer zerknittert neben dem Sportplatz. Eine Einladung zur „Waldkraut-Saisonabschlussparty“. Ein paar Jungs haben sie während des Spiels unter den Zuschauern verteilt. Ein Angebot auch an die Kritiker. Vielleicht kommt ja der ein oder andere alteingesessene Fan vorbei. Es wäre schließlich eine gute Gelegenheit für Steakbrötchen und Bier auf der Terrasse vor dem Grünkrauter Fußballplatz.

pronx ist... wo du die erste Halbzeit bergauf und die zweite bergab spielst.



Marcus „Zico“ Stordel ist Befürworter der Spielgemeinschaften und damit Feindbild vieler Vereinsmitglieder. (li.)

Fritz im weißen Bodnegg-Trikot mit seiner U19 auf dem Grünkrauter Fußballplatz. (re.)



Kim Posner mit ihrem
neugeborenen Sohn auf Sylt.

Inselkinder

TEXT: LISBETH SCHRÖDER | FOTOS: PRIVAT

Weil es auf den Nordseeinseln keine Geburtstationen mehr gibt, bleibt vielen Hochschwangeren neben der Hausgeburt nur die Überfahrt aufs Festland. Eine einsame Reise.

Eigentlich hätte Kim Posner ihr Kind gerne in ihrer Heimat bekommen. Doch am 259. Tag ihrer Schwangerschaft ist sie sich sicher: Ich muss weg. Im Mai 2018 fährt sie von Sylt nach Hamburg. 240 Kilometer Land und acht Kilometer Meer trennen sie dann von der Insel. Ihr Mann pendelt, ihre Eltern zahlen mehr als tausend Euro für die Fahrten, Unterkunft und Verpflegung. Alles nur, um bei ihr zu sein.

Nach langem Zögern hat Posner sich dazu entschlossen, ihr Kind in einem Hamburger Krankenhaus auf die Welt zu bringen. Ein paar Tage vor der Geburt kommt es zu Komplikationen. Zu wenig Fruchtwasser sei vorhanden, sagen die Ärzte. Sie wollen die Geburt künstlich einleiten. Posner ist sich unsicher. Sie ruft ihre Hebamme an und schildert ihr die Lage. „Das Kind will noch nicht. Lass ihm Zeit“, sagt die Hebamme: „Es ist versorgt“. Die Ärzte sagen Posner: Wenn sie weiter warte, sei sie für den Tod ihres Kindes verantwortlich. „Das als Schwangere kurz vor der Geburt zu hören“, sagt Posner heute, „da liegen die Nerven komplett blank.“

Posner wünscht sich ihre Hebamme an ihrer Seite, dann würde die sich mit den Ärzten beraten. Aber ihre Hebamme ist auf Sylt und leistet Vor- und Nachsorge, Geburten begleitet sie nur in Ausnahmefällen.

Posner leitet auf Sylt normalerweise ein Bekleidungsgeschäft. Auch ihr Mann und ihre Eltern leben auf der Insel. Auf Sylt gibt es seit Jahren keine Geburtstation mehr, nur im Notfall können Frauen in der Klinik dort ihre Kinder zur Welt bringen. Auf den anderen deutschen Nordseeinseln ist die Situation ähnlich: Es gibt keine Geburtstationen mehr – weder auf den nordfriesischen Inseln wie Sylt, Amrum oder Föhr, noch auf den ostfriesischen Inseln wie Wangerooge oder Norderney. In den Krankenhäusern fehlt es an Fachpersonal und der nötigen Ausstattung. Deshalb verlassen die meisten Frauen zwei Wochen vor dem Geburtstermin die Insel.

Nicht nur auf den Nordseeinseln, auch in vielen Regionen Deutschlands haben werdende Eltern eine immer geringere Auswahl, wo sie ihre Kinder bekommen können. Laut dem Deutschen Hebam-

pronx ist... wo die Gezeiten Geburten beeinflussen.

**»Ich hätte mich auf dem Festland
sehr einsam gefühlt«**

menverband (DHV) schlossen in fünf Jahren 91 Geburtenstationen, 2016 waren nur noch 690 übrig. Einer Studie des Forschungsinstituts IGES zufolge ist der Weg für werdende Eltern zur nächsten Station durchschnittlich sechs Kilometern lang. In den ländlichen Regionen sind es deutlich mehr, bis zu 20 Kilometer wie im Fichtelgebirge.

Die Frauen der Nordseeinseln müssen über eine Stunde fahren, um ihre Kinder auf die Welt zu bringen. Sie nutzen zwischendurch den Autozug oder eine Fähre. Eine Geburtenstation müsste innerhalb von höchstens 40 Minuten erreichbar sein, warnt der DHV. Nur so könnten Mutter und Kind rechtzeitig versorgt werden.

Der lange Weg trennt die Schwangeren von ihren Hebammen. Mit ihrer Sylter Hebamme hatte Posner vor der Geburt im Mai monatelang Kontakt: „Sie kennt meinen Körper, meinen Bauch, sie hat mein Kind gefühlt.“ In Hamburg hingegen seien ständig neue Hebammen gekommen, um sie zu untersuchen: „Jedes Mal wieder: Hallo, wer sind Sie denn?“ Das sei anstrengend gewesen. „Klar, die Hebammen in Hamburg waren alle super lieb“, erzählt Posner, „aber sie sind komplett überfordert.“ Aus „Ich komme in fünf Minuten wieder“ sei oft eine halbe Stunde geworden.

Die Schließung der Geburtenstationen hängt auch mit den Arbeitsbedingungen der dort angestellten Hebammen zusammen. Die seien in deutschen Kliniken miserabel, erklärt Robert Manu, Sprecher des DHV. In einer Befragung des Verbandes gaben

56 Prozent der Angestellten an, sehr häufig bei der Arbeit gestört zu werden, 89 Prozent könnten nur selten oder hin und wieder vorgeschriebene Ruhepausen einhalten. Den Kliniken fehlt es laut Manu an Hebammen, die für sie arbeiten möchten. Ein anderer Grund seien die hohen Versicherungskosten, die die Kliniken zahlen müssten. „Ein Kreißsaal lohnt sich erst ab etwa 500 Geburten im Jahr“, erklärt Hebamme Kerstin Lauterberg von der Insel Föhr. Die Kosten würden sonst nicht die Ausgaben ausgleichen. Die Folge: Geburtshilfe zentralisiert sich in den großen Städten.

Das betrifft auch die Frauen der Nordseeinseln. Sie müssen noch weitere Wege auf sich nehmen, um die nächste Geburtenstation zu erreichen. Seit ein paar Jahren können sie nicht mehr im nähergelegenen Niebüll entbinden, sondern müssen über eine Stunde nach Husum fahren. Hier wird die Geburtenstation gerade mit weiteren Betten ausgestattet. Einige wenige Frauen wollen diese Reise nicht antreten. Sie wollen bei ihren Familien sein. Eine von ihnen ist die 30-jährige Elisa Lüpke.

Anders als Posner wollte sie in der Klinik auf Sylt ihr Kind bekommen. Falls es zu Komplikationen gekommen wäre, hätte sie ausgeflogen werden müssen. Ein schwieriges Unterfangen: Gegen Orkanböen kommt der Helikopter nicht an. Trotzdem: „Ich hätte mich auf dem Festland sehr einsam gefühlt“, erzählt Lüpke. Ihr Mann hätte pendeln müssen. Er arbeitet in einer Reinigungsfirma, sieben Tage die Woche. Das Pendeln wäre teuer geworden. Ihre beiden Kinder hätte Lüpke zwar mitnehmen können, allerdings wollte sie nicht, dass ihre Tochter etwas in der Schule verpasst. Im schlimmsten Fall wäre die Familie mehrere Wochen nicht zu Hause gewesen.

Im April 2018 war es dann so weit: Weil das Kind sehr schnell raus wollte, musste die Geburt zu Hause stattfinden. Sie verlief relativ problemlos, erst danach war sich die Mutter unsicher. Sie litt unter starkem Blutverlust, fühlte sich schlapp und hatte Angst, etwas mit dem Kind falsch zu machen. Bei ihren vorherigen Geburten im Krankenhaus sei täglich



Hausgeburt überstanden:
Familie Lüpke mit ihrem Neugeborenen in ihrer Wohnung.

jemand vorbeigekommen, um sich das Baby anzuschauen. Doch die drei Hebammen der Insel waren allesamt weg: auf Fortbildung oder im Urlaub.

Etwa einen Monat nachdem Lüpke einen gesunden Sohn zur Welt gebracht hat, ist es auch bei Kim Posner in Hamburg so weit. Sie lässt die Geburt einleiten. Nach 13 Stunden kommt ihr Sohn zur Welt. Dem Kind geht es gut. Endlich nach Hause.

Ein paar Tage später fährt Posner zurück nach Sylt. Die Hebamme, der sie von Anfang an vertraut hat, beantwortet dort in Ruhe alle Fragen. „Das ist das, was man braucht“, sagt Posner, „nicht diese Fließbandarbeit wie im Hamburger Krankenhaus.“ Ihre Hebamme hätte sie am liebsten bei der Geburt dabei gehabt. Posner hofft, dass die Geburtenstation auf Sylt irgendwann wiedereröffnet.

Das ist unwahrscheinlich. Selbst Politiker der Opposition rechnen nicht mehr mit der erneuten Eröffnung der Geburtenstation auf Sylt. Zu teuer, zu wenig Personal sei vorhanden, heißt es von der SPD.

Auf Föhr haben sich die Einwohner zusammengetan, um die medizinische Versorgung für Schwangere zu verbessern: Der Verein *Inselgeburt* sammelt Spenden, um ein Geburtshaus zu eröffnen. Im Herbst soll

es so weit sein. Das Geburtshaus hat für die Frauen vor allem einen Vorteil: „Sie müssen sich nicht mehr wochenlang Gedanken machen, wo sie ihr Kind bekommen wollen“, sagt Kerstin Lauterberg, die auch im Haus arbeiten wird. Aber nicht alle Frauen können im Geburtshaus entbinden. Bei Problem-Schwangerschaften wird ihnen empfohlen, für die Geburt auf das Festland zu fahren. Deswegen setzt sich Lauterberg mit dem Verein für die Wiedereröffnung der Geburtenstation im Krankenhaus auf Föhr ein. Auf anderen Inseln werden die Mütter jedoch weiterhin auf das Festland fahren müssen.

Bei Elisa Lüpke und Kim Posner kehrt langsam der Alltag ein. Sie müssen ihre Babys stillen, wickeln und nachts aufstehen. Elisa Lüpke versucht zwei Monate nach der Geburt, wieder Routine reinzubekommen. Ihre Familie unterstützt sie dabei. Posner hat Panik davor, bei einer nächsten Geburt wieder ihre Insel verlassen zu müssen: „Was ich durchstehen musste, das wünsche ich meiner schlimmsten Erzfeindin nicht.“ Sie vermisste ihren Mann, ihre Eltern, die Hebamme. Sie findet es traurig, dass die medizinische Versorgung auf den Inseln so schlecht sei. „Fast ein Grund“, findet sie, „nicht noch ein Kind zu bekommen.“



Die Bankverbindung

**Versprochen wird ländlichen Gemeinden viel, getan wird wenig.
Wir zeigen Projekte von Dörflern, die anpacken.
Diesmal: Ursula Berrens ist es leid, auf den Bus zu warten.**

TEXT: ANTONIA FRANZ & VINCENT SUPPÉ
ILLUSTRATION: KAROLIN OHRNBERGER

2024 wird alles besser, hieß es. Der öffentliche Nahverkehr im rheinland-pfälzischen Speicher werde dann ausgebaut. Doch so lange wollte Ursula Berrens nicht warten. Bei einem Spaziergang mit ihren Freundinnen kam ihr eine einfache Idee: Mitfahrerbänke. Organisiertes Trampen auf dem Dorf.

Nur einmal pro Stunde hält tagsüber ein Zug in der kleinen Gemeinde Speicher. Die sogenannte Eifelstrecke verbindet die knapp 3500 Einwohner mit Trier und Köln. Kleiner Haken: Zwischen Bahnhof und Ortskern liegen 2,1 Kilometer und 134 Höhenmeter. Für Ursula Berrens stand fest: Die erste Bank muss Richtung Bahnhof gehen.

Das Konzept ist simpel: Wer ohne Auto unterwegs ist, setzt sich einfach auf eine der türkisfarbenen Bänke im Ort und klappt das Richtungsschild daneben um. Supermarkt, Gemeindezentrum, Bahnhof – alles plötzlich gut angebunden. Oft genug fährt ein Auto vorbei und sammelt Mitfahrer ein. Länger als ein paar Minuten müssen nur Wenige warten. Auch zurück kommen die Bewohner von Speicher ganz leicht, einfach auf die „Gegenbank“ in die andere Richtung setzen.

Speicher ist bei Weitem nicht die einzige kleine Gemeinde mit Anbindungsproblemen. Der öffentliche Nahverkehr in vielen ländlichen Regionen Deutschlands verdient seinen Namen nicht. Eine Haltestelle ist selten nah und selbst wenn, verkehrt dort wenig. Bleibt nur der Umstieg aufs Auto. Und was machen die Menschen ohne Auto? Die, die noch nicht fahren dürfen oder nicht mehr können; die nicht genug Geld für Versicherung und Sprit haben. Für diese Menschen bedeutet Mobilität auf dem Land vor allem eins: ewig warten, weit laufen und viel ärgern.

In Speicher gibt es mittlerweile zwölf Mitfahrerbänke. Das Konzept von Ursula Berrens hat die Gemeinde bekannt gemacht. Mehrmals pro Woche fragen Bürgermeister und Betroffene aus anderen Dörfern, wie die Mitfahrerbänke funktionieren.

Gemeinden in ganz Deutschland folgen dem Beispiel aus Speicher: Graben-Neudorf in Baden-Württemberg, Wittersheim im Saarland, Schlehdorf in Bayern. Die Mitfahrerbänke verbinden nicht nur Orte. Auch Menschen, Fahrer und Mitfahrer lernen sich kennen. Nachbarn sind nicht mehr nur Fremde, sondern Frau Mayer und Herr Lüders, Kickboxtrainerin und Hobbykoch.

Die Deutsche Journalistenschule dankt allen Inserenten und Förderern dieses Abschluss-Magazins unserer Zeitschriftenausbildung der Klasse 56A herzlich für die Unterstützung.

AOK Bayern – Die Gesundheitskasse

Andrea Winkler-Mayerhöfer

Tel. +49 89 62730-184

medienpreis@by.aok.de

www.aok-medienpreis.de

www.facebook.com/nachwuchsmedienpreis



Heinrich-Böll-Stiftung e.V.

Annette Maennel

Leitung Kommunikation

T +49-30-285 34-200

presse@boell.de

www.boell.de



Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG

Dr. Josef Arweck

Leiter Öffentlichkeitsarbeit und Presse

Porscheplatz 1

D-70435 Stuttgart

www.newsroom.porsche.de



Dr. Georg Schreiber

Medien- 2018 preis



▶ Wettbewerb für Printmedien, Hörfunk, Fernsehen und Internet!

▶ Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis einschließlich 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2018 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit redaktionellem Sitz bzw. einem Landesstudio in Bayern ausgestrahlt worden sind. Zugelassen sind auch speziell für das Internet produzierte Beiträge mit thematischem Bezug zum Freistaat.

▶ Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.

▶ Der Medienpreis dient der Förderung des journalistischen Nachwuchses und ist mit insgesamt 30.500 Euro dotiert.

▶ Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de
e-mail: medienpreis@by.aok.de
Telefon: 089 62730-184
AOK Bayern, Zentrale
z. Hd. Frau Andrea Winkler-Mayerhöfer
Carl-Wery-Str. 28, 81739 München

▶ Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. (NJB) - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule München e.V. (DJS).

DJS.  

Abgefahren

**Am Dorf Brenner fahren alle vorbei. Unser Autor ist dageblieben.
24 irre Stunden im Niemandsland zwischen Österreich und Italien.**

TEXT & FOTOS: BERNHARD HECKLER





VIER UHR NACHTS

Ich rieche nach Zigaretten und nach Svetlana. Ich renne durch den strömenden Regen. Was für eine Nacht. Das „Live-Your-Dreams“-Tattoo, der Tanz im Séparée, der schäbige Verbrüderungsblick von Sexpuppen-Franz. Die letzten Lichter des Dorfs Brenner verschwinden hinter mir. Es geht rein in die absolute Finsternis. Noch sechs Kilometer bis zum Gasthof.

Dieses Dorf wird mehr überwunden als beachtet. Urlauber passieren es, um endlich das Meer zu sehen oder den Gardasee. Heimkehrer halten kurz, um eine kleine Erinnerung zu erstehen. Geflüchtete warten hier, bis sie weiterziehen können.

Jetzt prasselt der Regen auf die Hauptstraße, meine Sohlen klatschen auf den nassen Asphalt und auch ich überwinde dieses Dorf, das zwischen mir und meinem Gasthofbett steht.

ZWÖLF STUNDEN FRÜHER

In die Mitte des Brennerdorfs wurde vor elf Jahren ein Outlet-Center gebaut. Es steht da wie ein riesiger roter Legostein. Es ist voll. Alles sieht nach Plastik aus, sogar das Holz sieht aus wie Holzimitat. Deutsche wuseln herum. In diesem Nicht-Ort zwischen Österreich und Italien, den jeder kennt, und doch niemand kennt. Weil niemand länger hier verweilt als für die Dauer eines Einkaufs. Überhaupt: Gibt es einen anderen Ort auf der Welt, an dem die Leute so konsequent vorbeifahren?

Als Kind bin ich jeden Pfingsturlaub auf dem Weg zur italienischen Adria über den Brenner gefahren, ohne die geringste Vorstellung davon, wie es da oben neben der Autobahn aussieht. Der Brenner ist eine Verheißung auf das Fremde, Schöne. Auf das erste Eis oder den ersten Espresso. Aber er war immer auch das letzte Hindernis, bevor endlich das Meer in Sicht war. Jetzt bleibe ich hier, für 24 Stunden.

Im Bialetti-Store kaufe ich eine Kaffeetasse, ein Versuch der Kontaktaufnahme. Der Verkäufer sagt, ich solle nach Sterzing gehen, wenn ich wenigstens ein bisschen was erleben will. „Nein, ich bleibe hier“, sage ich, „ich will alles hier kennenlernen, aus meinem subjektiven Reporterblickwinkel.“ – „Klar wird das subjektiv“, sagt er, „objektiv gibt es hier ja nichts“.

Das Brennerdorf hat zwei Enden. Das italienische Ende des Ortes markiert der *EuroSpin*. Ein gelb-blauer Discounter, eine Ikone der Hässlichkeit. Deutsche stopfen Zwei-Kilo-Olivenkonserven in ihre Einkaufswagen.

Am anderen Ende des Ortes ist die Bar Jackpot eines der letzten Gebäude in Österreich. Die Italiener, die Pakete aus Österreich bestellen, bestellen immer zur Bar Jackpot, weil da die Speditionskosten noch inlandsmäßig abgerechnet werden. Leute mit Bozener, Sterzinger und Veroneser Kennzeichen holen Sachen ab.

Auf dem Fußweg durchs Dorf, von Italien nach Österreich, keine zehn Minuten, kommt mir eine Frau mit quadratischem Körper und Kopftuch entgegen. Sie trägt Plastiktüten, sie fallen ihr runter. Ihr Mann, phänotypisch ein tschetschenischer Freiheitskämpfer, steht an der Straßenecke und schaut unbeteiligt. Ihr Junge, etwa zehn Jahre alt, sitzt im Rollstuhl. Der Rollstuhl ist aus blauem Plastik und sieht aus, als würde er jeden Moment zusammenklappen.





SIEBEN UHR ABENDS – PIZZA WURSTEL

Die Kellnerin der Pizzeria *Dopolavoro* ist Mitte 50, hat blonde Korkenzieherlocken und ein Tattoo an der rechten Wade, zwei Schmetterlinge. Ich frage mich, ob ich schon weit genug in Italien bin, um guten Gewissens eine Pizza Wurstel zu bestellen.

Ich dachte lange, die Pizza Wurstel sei eine aus tourismusökonomischen Gründen einitalisierte deutsche Pizzaperversion, aber das Gegenteil ist der Fall. Pizza mit Wiener Würsteln ist ein uritalienisches Gericht, von dem man nur in Deutschland denkt, so etwas können nur die Deutschen erfinden.

Sie steht nicht auf der Karte. Ich bestelle sie trotzdem. Die Kellnerin mit der Schmetterlingswade sieht mich an, als wäre ich in Sandalen und Socken ins Restaurant spaziert, aber sie gibt den Wunsch an den Pizzabäcker weiter. Nette Frau.

Ich bin zwanzig Jahre jünger als die zweitjüngste Person im Restaurant. Schildkrötenhaft alte Eheleute betreten den Raum. Der Pizzabäcker schaut über den Ofen hinweg zu mir, angewidert, weil ich mit meinem Würstelwunsch seine Berufsehre verhöhne, er ist also kein echter italienischer Pizzabäcker, er ist ein Transitpizzabäcker. Irgendwie passt es, dass der Rotwein kühl-schrankkalt ist. Er schmeckt gut so.



Auf dem Weg durch den Ort passiere ich den Dönerladen *Route 66 Kebab*, gleich gegenüber vom Bahnhof. Der Pakistani hinter dem Tresen macht Feierabend. Gleich geht es nach Sterzing. Scheinbar alle, die im Dorf Brenner arbeiten, wohnen in Sterzing. Der Kebabmann schließt seinen Laden, sein gelber Scooter steht bereit. Er zieht eine gigantische, wattierte Jacke an, er ist höchstens 1,60 Meter groß, eine Daunenkugel, er rasenmähert davon.

Ich bin jetzt der letzte Mensch auf der Straße. Als das Rasenmähergeräusch des Scooters verklungen ist, höre ich nur noch das Echo meiner eigenen Schritte. Zeit, die Tankstelle aufzusuchen. Denn ich will so lange wie möglich wach bleiben, nicht nur kurz vorbeischaun, ein paar Oliven und eine Espressotasse kaufen und dann weiterfahren Richtung Heimat.

NEUN UHR ABENDS – TANKSTELLE

Dutzende Festivalbändchen zieren Giulios Handgelenke. Er ist 23, gut gebaut, hat eine Emocore-Frisur, eine feste Zahnsperre und wohnt sieben Kilometer entfernt bei seiner Mutter. Ein echter junger Mensch, der echt in der Gemeinde Brenner wohnt. Eine kleine, blonde Frau kommt aus der Tabledancebar gegenüber und kauft acht Schachteln Zigaretten. Ihr Makeup ist zentimeterdick.



pronx ist... wo
Counter-Strike das
einzige Kulturgut ist.



In Gossensaß, wo Giulio wohnt, ist ein bisschen was los, sagt er. Da gibt es ein Schwimmbad und sogar eine Schule mit etwa 80 Schülern. Giulio macht die Hauptschichten bei der Tankstelle, in seiner Freizeit zockt er Counter-Strike. Im Urlaub fährt er auf Hardstylefestivals nach Holland. Hardstyle ist eine Art Technomusik, die im Brennerdorf sonst niemand hört. Er würde ganz gern weg, sagt Giulio, aber es wäre schade um die Mama. Ein großer, tätowierter Schriftzug auf seinen rechten Unterarm sagt: „Live your dreams“.

Ein Mann mit schütterten Haaren kommt zur Tür herein und kauft ein Bier. Die Haare sind schwarz gefärbt, am Ansatz grau. Er stellt sich als Franz vor. Franz arbeitet im Import-Export und verkauft Sexpuppen. Sein erfolgreichstes Modell kostet etwa 1800 Euro. „Was willst du, wenn deine Frau geil ist?“, fragt er. „Eine Frau, die geiler ist. Oder noch besser: Eine Puppe!“ Er will gleich rübergehen in die Tabledancebar und fragt Giulio, ob er mitkommen will. Will er nicht. Franz schaut ihn gütig an und sagt: „Der Giulio ist halt ein bisserl schwul.“

Um 23 Uhr schließt auch die Tankstelle. Jetzt bleibt nur noch die Tabledancebar gegenüber. Das *Café Treffpunkt*.

IN DER NACHT – SVETLANA

Eine Frau mit schweren Brüsten und Tribal-Tattoos auf beiden Pobacken tanzt an der Stange. Das Bier ist schal, es schmeckt wirklich nicht gut. Die Besitzerin, weit über 40, trägt eine Kappe und hat kurze Haare. Sie führt das Café Treffpunkt seit zwei Jahrzehnten. Sie arbeitet fünf Nächte die Woche, tagsüber schläft sie. Die andere Barfrau ist die Blonde mit dem Makeup, die vorhin acht Schachteln Kippen bei Giulio an der Tankstelle gekauft hat. Sie raucht eine nach der anderen.

Sexpuppenhändler Franz sitzt mit einem Freund an einem runden Tisch gleich vor dem Aufgang ins Séparée. Der Freund heißt Hansi, er kennt die Chefin gut, reibt ihr unablässig über den Rücken. Aus der Jukebox kommt Rihanna, *Russian Roulette*. Danach ein Technosong mit Kinderchorpassagen.

Ein Bier kostet 5,50 Euro. Ein Bier mit Frau an der Seite kostet 15 Euro. Ein Tabledance 40 Euro. Interesse kann man hier kaufen, Lächeln, Nacktheit und Körperkontakt, aber keinen Sex. Ein Schild sagt: „Liebe Gäste, aufgrund behördlicher Anweisung, teile ich Euch folgendes mit: Jeder Körperkontakt, welcher zu sexuellen Handlungen führt, ist verboten!!“

Svetlana, in schwarzen Dessous, tanzt vor mir an der Stange. Sie hat sich vorhin kurz neben mich gesetzt, mir alle Preise gesagt, ihr schien unwohl zu sein dabei, mich zu stören, weil ich so in mein Notizbuch vertieft war. Nach ein paar Minuten trägt sie nur noch ein enges Halsband aus durchsichtigem Plastik. Ich sehe ihr offen in das Gesicht und verstohlen auf den Körper.

Die blonde Makeup-Barfrau, die ununterbrochen raucht, heißt Anita. Sie sagt, alle Leute am Brenner seien nett. „Stimmt doch, oder?“, fragt sie die Chefin. „Stimmt's, Hansi?“, fragt die Chefin bei Hansi nach. „Ja“, sagt Hansi zur Chefin zu Anita, eine Generationenbefragung über den Wesenszustand des Brennerdorfes. Anita sagt: „Und wenn sie's nit san, dann san sie nit vom Brenner.“

Anita fragt für mich bei Svetlana nach einem Tabledance im Séparée. Sie sitzt mittlerweile mit einem Schnauzbart an einem Ecktisch, er zeigt ihr Fotos

von seiner Tochter. Auf dem Weg ins Séparée schaut Sexpuppen-Franz mich an, als würde ich hier gerade eine ganz große Leistung vollbringen. Dieser schäbige Verbrüderungsblick.

Als sie sich ganz nackt auf mir bewegt, sagt Svetlana, dass sie gern in den Bergen spazieren geht. Sie erzählt von einem wunderschönen Gebirgssee, dem Obernberger See, und berührt mich flüchtig am Schritt. Der Tanz dauert so lang wie das Lied im Hintergrund. Ein Zahn von Svetlana ist kaputt, ein Schneidezahn, er leuchtet im Schwarzlicht nicht so sehr wie die anderen.

Vier Bier, mit Trinkgeld jeweils sechs Euro. Ein Wasser, kurz vor dem Tanz, fünf Euro. Der Tanz: 40 Euro. Ich habe kein Geld mehr. Nichts mehr sonst ist offen. Zeit, nach Hause zu wandern durch die Nacht. Es regnet in Strömen. Sechs Kilometer zu meinem Gasthof bergabwärts. Der Regen prasselt auf die Hauptstraße, meine Sohlen klatschen auf den nassen Asphalt und ich überwinde dieses Dorf, das zwischen mir und meinem Gasthofbett steht.

Nass bis auf die Haut, betrunken und völlig erschöpft sinke ich in mein Bett. Zwei Stunden ausruhen. Um sieben Uhr ist Gottesdienst. Danach will ich den

Als sie sich nackt auf mir bewegt, erzählt sie vom Obernberger See.



Obernberger See sehen, ich will sehen, was Svetlana sieht, wenn sie frei hat.

ACHT UHR AM MORGEN – DER GOTTESDIENST

Die Predigt ist wahnsinnig monoton und mechanisch, jeder Text wird auf Deutsch und danach auf Italienisch vorgetragen. Die Kirchenbänke sind ungemütliche Büßerbänkchen, man kann darin weder bequem stehen noch sitzen, die einzig angenehme Position ist das Knien. Vor mir versucht ein unendlich alter Mann mit Händen wie Baumwurzeln, zum Vater Unser aufzustehen, schafft es nicht, bleibt sitzen.

ZWÖLF UHR AM MITTAG – DER OBERNBERGER SEE

Ich durchfahre den Ort Obernberg, vor mir ein Gebirgsmassiv. Auto abstellen, zu Fuß weiter. Ich laufe, renne, schwitze, springe vorbei an Leuten in Wanderschuh, die meinen Weg säumen, lasse sie hinter mir, genau wie diesen furchtbaren Gottesdienst und das Brennerdorf, gehe über eine Weide und dann tut sich vor mir auf: der Obernberger See. Ein Gletschersee, die Wasseroberfläche vereint alle vorstellbaren Grün- und Blautöne. Ich wollte bleiben im Brennerdorf, ich wollte es wirklich, aber jetzt stehe ich hier und bin froh, dass ich es hinter mir gelassen habe. Dass ich es ein zweites Mal in 24 Stunden überwunden habe.



»Armut auf dem Land fällt auf«

Marcel Da Rin ist Sozialarbeiter im Konstanzer Umland. Er erzählt, wie es ist, dort arm zu sein, wo einen jeder kennt.

INTERVIEW: TAREK BARKOUNI

Fangen wir mit einem Vorurteil an: Auf dem Land wohnt jeder im Eigenheim. Armut gibt es nicht.

Natürlich gibt es auch auf dem Land Armut. Besonders in der Landwirtschaft verwahrslosen immer wieder Höfe und mit ihnen ihre Betreiber. Die leiden dann besonders, weil ihr Berufsstand verloren geht. Ein anderes Beispiel sind junge Familien, die auf dem Land ein Haus bauen und sich bald danach trennen.

Dabei erzählen Wirtschaftsexperten immer wieder, ein eigenes Haus sei die beste Altersvorsorge.

Hausbesitz ist nicht unbedingt ein Zeichen von Wohlstand. Er kann eine Belastung sein. Es gibt Menschen, die an der Renovierung und Haltung scheitern. Besonders, wenn man ein marodes Haus erbt.

Wie geht es armen Menschen auf dem Land denn?

Die Anonymität der Großstadt gibt es auf dem Land weniger. Armut fällt auf. Wenn das Dorf erkennt, dass jemand in Not ist, dann reagiert man dort meiner Erfahrung nach schneller als in der Stadt. Durch die fehlende Anonymität kann es aber auch zur Stigmatisierung kommen.

So eine Art Nachbarschaftshilfe also?

Im Prinzip ja. Die Menschen werden eingeladen, der Bauer versorgt sich mit Obst und Gemüse. Vereine versuchen arme Menschen einzubinden. Das funktioniert aber nicht bei solchen, die teures Gerät oder hohe Bei-

tragszahlungen verlangen. So kann gerade für Jugendliche der Verein zur Unmöglichkeit werden.

Das heißt, sie sind arm, aber integriert?

Ich erlebe Menschen im Konstanzer Hinterland, die unter der Armutsgrenze von etwa 1.000 Euro im Monat leben. Die würden sich teilweise aber niemals als arm bezeichnen. Weil sie bescheiden leben, so wie sie immer gelebt haben. Sie haben keine großen Ansprüche, sind trotzdem in die Dorfgemeinschaft eingebunden. Der soziale Reichtum kompensiert oft fehlendes Geld. Wenn ich Teil einer Gemeinschaft bin, dann interessieren mich die Definitionen nicht.

Das klingt, als wäre das Land ein Paradies für Arme.

So ist das nicht. Wer neu aufs Dorf zieht, muss erst Anschluss finden. Das ist manchmal schwierig. Anonyme Zonen existieren in den Neubaugebieten oder den Einzugsbereichen der Großstädte auch auf dem Land.

Gibt es Probleme, die Städter nicht haben?

Wer ein Haus, aber kein Geld für ein Auto hat, ist auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Das ist ein Überlebenskampf. Manche Menschen sind oft rund um die Uhr für den Job und die Familie unterwegs.

Ist Armut denn schlimmer, wenn alle davon wissen?

Manche gehen damit sehr offen um, andere schämen sich. Armut tritt häufig auch unsichtbar auf oder wird vertuscht. Ich kenne einen Fall, wo ein Vater morgens seine Kinder mit dem SUV zur Schule gebracht hat. Alle haben sich gefragt, woher er das Geld dafür hat. Irgendwann ist der Vater nachts von der Polizei erwischt worden, wie er Benzin aus anderen Autos absaugte.



Marcel Da Rin hilft benachteiligten Jugendlichen.



Bürgermeister-Leaks

Unser Kolumnist plaudert über die Wehwechen in der Kleinststadtpolitik. Diesmal: über Frau Feldwebel.

PROTOKOLL: BERNADETTE MITTERMEIER | ILLUSTRATION: KAROLIN OHRNBERGER

Frau S., der alte Haudegen, steht bleich und zitternd in meinem Wohnzimmer. Sie besucht mich oft, meist, um mit mir zu schimpfen. Diesmal nicht. „Herr Bürgermeister“, sagt sie, „Sie müssen mir helfen.“

Wir kennen uns schon lange, Frau S. und ich. Sie ist 82 Jahre alt. Eine braun gefärbte Dauerwelle umschließt ihren Kopf wie ein Helm, auch sonst hat sie die Aura eines Feldwebels. Gott ist der einzige General, den sie über sich akzeptiert. Sie kennt nur einen Chef und den trifft sie erst ganz am Ende. Kurz gesagt: Diese Frau hat vor nichts Angst.

Jetzt sitzt sie auf meinem Sofa und lässt sich eine Tasse Kamillentee reichen, zur Beruhigung. Nach ein paar Minuten erzählt sie, was passiert ist: „Ich saß in meiner Küche, dann, plötzlich: schwarze Gesichter an der Fensterscheibe!“ Sie ist sich sicher: Da waren dunkelhäutige Flüchtlinge und haben in ihr Haus gespäht. Frau S. liest die Bild-Zeitung, sie weiß Bescheid: Die wollen sie ausrauben. Ich, der Bürgermeister, solle was dagegen tun.

Nach zwei Stunden habe ich sie so weit beruhigt, dass sie sich allein auf den Heimweg traut. Ich weiß nicht so recht weiter. Bisher bin ich als Bürgermeister von solchen Beschwerden verschont geblieben.

Hier sagen die Leute zwar am Stammtisch gern mal „Neger“, über Merkel wird auch kräftig geschimpft. Aber die Flüchtlinge wurden murrend hingenommen.

Am Sonntag habe ich immer noch keine Lösung und treffe Frau S. in der Kirche wieder. Sie kommt entschlossen auf mich zu. Ich lege mir bereits Ausreden zurecht, die ich ihr erzählen kann. „Herr Bürgermeister, ich habe unser Problem gelöst“, sagt sie. Sie zeigt auf Pfarrer T.

Pfarrer T. ist ein Gast unseres heimischen Pfarrers. Er kommt aus Nigeria, hat schmale Schultern und ein freundliches Gesicht. Vor Kurzem kam er hier an und machte einen Spaziergang, der ihn am Haus von Frau S. vorbeiführte. Als er sie in der Küche sitzen sah, winkte er ihr kurz zur Begrüßung und ging dann weiter.

Frau S. und Pfarrer T. verstehen sich prächtig, seit sich das Missverständnis geklärt hat. Bei einem Fest hält sie ihm schützend ihren Hut vor die Augen, weil die jungen Mädchen in kurzen Röcken tanzen. Er ist schließlich der Herr Pfarrer, er darf das nicht sehen. Irgendjemand muss ja für Zucht und Ordnung sorgen. Zum Glück hat Frau S. wieder zu alter Feldwebelform zurückgefunden.



Ein tüchtiger Pornograf

Andreas Karosser lebt in einem Wohnwagen und schreibt Sexkrimis, die in seiner Heimat in Oberbayern spielen. Eine Dorfposse.

TEXT & FOTOS: JULIA KLAUS



Die neue Buchidee im Kopf:
Buchautor Andreas Karosser
vor seinem Wohnwagen in
Brainpold.

Andreas Karosser erinnert sich noch gut daran, wie der Bürgermeister ihn anrief und zu sich ins Büro zitierte. Er kam sich wie ein Schuljunge vor, als der Mann im Rathaus ihn fragte, was das mit dem *Dirndl Porno* solle.

Vier Jahre ist es her, da erschien Karosser's Debütroman. Der Plot von *Dirndl Porno*: Studentin Sarah dreht mit ihrer Bekannten Tanja und deren Freund, alle drei in Tracht, einen Sexfilm in Bad Feilnbach. Erst wälzen sie sich im Kerzenschein auf einem Fell, später liegt Sarah erstochen hinter einer Almhütte.

Andreas Karosser, heute 36, schob noch zwei Krimis hinterher – auch sie spielen in Bad Feilnbach. In *Dirndl Swinger* kauft ein russischer Geschäftsmann ein Hotel, um Swingerparties zu schmeißen. Dummerweise hat er schon nach der ersten Orgie die Polizei im Haus, weil ein Flüchtling niedergeschlagen in der Sauna gefunden wird. In *Dirndl Rausch* zelten Hippies in der Provinz, um Marihuana zu kaufen. Sex darf auch in dieser Folge nicht fehlen, also packte Karosser noch indisches Tantra in die Geschichte.

Der Autor lebt in einem Wohnwagen mit Bücherregal und Bergblick. Der Wagen steht auf dem Pferdehof seiner Familie in Brainpold, einem Weiler bei Rosenheim. Gerade einmal 20 Menschen leben in Brainpold, das zur Gemeinde Bad Feilnbach mit rund 8.400 Einwohnern gehört. Bis vor Kurzem teilte sich Karosser den Wohnwagen mit seiner Zwerghamsterdame Trüffel. Sie schlief in einem Terrarium, direkt neben seinem Bett. Sie wurde nur zwei Jahre alt. Von Trüffels altem Glaskasten braucht Karosser nur fünf Schritte bis zu seinem Schreibtisch. Hier tippt er Texte in seinen Laptop und interessiert sich herzlich wenig für das Gerede über ihn.

In der Ortsmitte von Bad Feilnbach leert ein Mann um die 80 den Auffangkorb seines Rasenmähers. In den kleinen Läden um ihn herum kann man Lavendelsäckchen, Kompott und Brennholz kaufen, der Penny-Supermarkt heißt *Bergblick*. Ja, er habe eines der Bücher gelesen. „Die Alten fanden das nicht so toll“, sagt er in breitem Bairisch. „Direkt kritisieren will ich das jetzt aber nicht.“ Der Karosser habe ja sowieso keine Ahnung. Ein Grünschnabel sei der und mit Pferden könne er auch nicht so wie seine Schwester. Was er jetzt eigentlich mache?

„Autor und Stallbursche“, würde Karosser ihm antworten und damit ein wenig untertreiben. Bei einer Datingfirma in München lernte er Mediengestaltung,

arbeitete danach selbstständig, gründete eine Photovoltaik-Firma, ging pleite, machte eine Ausbildung zum Versicherungskaufmann, übernahm das Büro seines Vaters, schloss parallel dazu sein Germanistikstudium ab, stellte sein Leben in Frage, verkaufte die Versicherungsfirma, reiste mit dem Rucksack durch Asien, probierte Tantra aus, traf Schamanen und schreibt nun hauptberuflich.

Eigentlich wollte Karosser seine Erfahrungen mit dem Landleben in einem Band mit Kurzgeschichten verarbeiten. Was sich gut verkaufte, waren aber *Shades of Grey* und *Heimatkrimis*. „Dann mische ich das eben“, dachte er und sollte recht behalten: Crime und Sex sells, auch, wenn er lokal aufbereitet ist. Sein Verlag bewarb *Dirndl Porno* als den ersten erotischen Heimatkrimi Deutschlands und verkaufte 17.000 Exemplare. Nur ein Jahr nach Karosser's Debüt folgte die Kopie eines Kieler Autors, *Friesen Porno*, der, natürlich, in Poppenrade spielt.

»Sie nestelte an den Knöpfen seiner Lederhose herum, öffnete die Klappe und gurrte erfreut, als sie darin etwas bereits sehr Hartes vorfand«

Karosser trägt Lederarmbänder, Dreitagebart und eine Hose im Used-Look. Er versucht, hochdeutsch zu sprechen, doch das Bairisch klingt immer durch. Die Aufregung um seine Arbeit ist er schon gewohnt. Den ersten Shitstorm erlebte er wegen seines Wandkalenders *Trachtenstrip*, der seit 2004 erscheint. Die Frauen auf den Fotos stehen, liegen oder sitzen wahlweise im Heu, Wasser oder Wald. Ihre *Dirndl* sind für die Kamera verrutscht. *Miss August 2007* hat ihr Kleid sogar am Ufer abgelegt und watet in einen Teich. In seinen Büchern spielt Karosser mit ähnlichen Motiven, um zu provozieren: Dorf, Sex, Erotik, Bayern, Tracht. „Manche regen sich hier schon auf, wenn man die falschen Schuhe zum *Dirndl* trägt“, sagt er. „Es macht Spaß, da rein zu pieksen.“

Die Cover von Karosser's Büchern zeigen junge Frauen, er hat die Fotos selbst geschossen. Auf dem einen schiebt sich eine Blonde den Rock hoch, um zu masturbieren. Eine Rothaarige knöpft sich auf einem anderen ihr Kleid auf und lässt Rauch aus ihrem Mund kringeln. Bei Karosser's Lebenslauf verwundert es nicht, dass er mit zwei Kolleginnen den *Female Mountain Power Summit* organisiert. Auf dem Kon-

gress, der im Juni zum ersten Mal stattfand, sollen sich „Powerfrauen, mutige Freiberuflerinnen und starke Unternehmerinnen“ vernetzen.

In Karosers Büchern tauchen der Feuerwehrkommandant, der Kurdirektor und der Trachtenvorstand auf – Männer mit diesen Ämtern leben auch in der Gemeinde. Karosser hatte ihnen vorab ein Manuskript geschickt. Einer billigte es, ein anderer reagierte nicht, der Dritte kann sich nicht erinnern. Nach den Buchveröffentlichungen schrieb ein Mann Leserbriefe an das *Oberbayerische Volksblatt* mit Titeln wie „Einmalige Entgleisung“ und „Entschuldigung fällig“. Karosser wird darin „tüchtiger und witziger Pornograf“ genannt.

In der Ortsmitte von Bad Feilnbach liegen in einem Schaufenster Miniaturkuhlocken und ein Waschlapfen, auf den in Hellblau „Für’s Arscher!“ gestickt ist. Als Karosser früher zum Haus der Freiwilligen Feuerwehr lief, kam er oft daran vorbei. Zwölf Jahre war er im Vorstand. „Ich habe versucht, mich zu integrieren. Meinen Platz im Dorf habe ich trotzdem nicht gefunden“, sagt er.

Bald möchte Andreas Karosser wegziehen. Fort von dem Ort, mit dessen Bewohnern er immer mehr fremdelt. Bad Feilnbach soll aber weiter als Stoff für seine Bücher herhalten, Karosser hat auch schon eine Idee: Wie in vielen katholischen Gemeinden zieht an Fronleichnam eine Prozession durch Bad Feilnbach. „Ich sage aus Spaß Happy Kadaver Day dazu. Das wäre doch ein schöner Titel“, sagt er und lacht leise.

**»Der Sternenhof ist jetzt ein Swingerclub?
Na, da wird’s aber in Feilnbach
wieder abgehen, wenn des an
die Öffentlichkeit kommt!«**



Belletristische Meilensteine in ihrer natürlichen Umgebung: *Dirndl Porno* (2014), *Dirndl Swinger* (2015) und *Dirndl Rausch* (2017).

Feste Feiern



„Put your fucking hands up“ –
2.500 Partygäste zerlegen
Zusamalthem.

Einmal im Jahr kommen 5.000 Menschen zur Vernichterparty nach Zusamaltheim – das sind viermal so viele, wie dort leben. Zwei Nächte Ausnahmezustand.

TEXT: DOMINIK WOLF
FOTOS: CHRIS ZIMMERMANN



Die Party des Jahres beginnt mit einer Predigt. Es ist Freitagabend vor Pfingsten. Auf der Wiese vom Bauer Böhm, am südlichen Ortsrand von Zusamaltheim, hat sich das Dorf eingefunden. Im Schatten eines Zelts, 15 Meter hoch und lang wie ein halbes Fußballfeld, sitzen: Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, Omas, Opas, Kinder, Ehepartner. Der Musikverein stimmt ein Prosit der Gemütlichkeit an, alle heben ihre Krüge. Dann bittet der Dirigent um Ruhe. Der Pfarrer hält eine kurze Predigt, erster Korintherbrief, Wort des lebendigen Gottes. Amen. Er segnet das Zelt mit Weihwasser, ein paar Spritzer auf die Plane, ein paar auf die Dielen.

1.200 Menschen leben in Zusamaltheim, die meisten davon seit ihrer Geburt. Nur in den Neubaugebieten wohnen die, die man bei Dorffesten noch nach ihrem Namen fragen muss. Es gibt einen Hofladen, eine Bäckerei und einen Getränkemarkt. Wer jung ist und am Wochenende feiern möchte, muss raus. Die nächste Großstadt ist Augsburg. 40 Kilometer sind es bis dorthin. Einmal im Jahr, wenn die Vernichter ihre Party feiern, verkehren sich die Rollen.



Steht im Saft, noch: die Wiese von Bauer Böhm beherbergt das Vernichterzelt.

Um drei Uhr muss die Musik aus sein. Das heißt: Sechs Stunden alles geben.

Nach der Segnung ruft Jonas Hosemann ins Vernichter-Zelt. „Hose“, wie er von allen genannt wird – wer Jonas sagt, kommt nicht von hier – ist Vorstand der Vernichter. Rund 80 Leute aus dem Kreis der Dörfler folgen seiner Weisung. Sie tragen schwarze Shirts mit einem Logo auf dem Rücken – orangefarbene Comic-Augen mit hochgezogenen Brauen. Viel muss er nicht sagen: „Jeder von euch wird heute Abend ungefähr 200 Leute kennen. Wenn ihr allen einen ausgebt, ist zwar jeder dicht, aber verdient haben wir noch nichts.“

Seit 20 Jahren machen die Zusamaltheimer ihre eigene Party. Für die Dauer von zwei Nächten verlegen sie die Großraumdisko in ihren Heimatort. Ein Name war schnell gefunden: Vernichter-Party – da wusste jeder gleich Bescheid. Am Anfang kamen nur die Leute aus der Umgebung. Bald aber hatte sich herumgesprochen, dass es sich in Zusamaltheim gut feiern lässt. Jetzt kommen auch die Großstadtkinder aufs Land.

Freitagabend, 21 Uhr: Der Bass setzt ein. Ein älteres Ehepaar aus dem Dorf, kurz davor zu gehen, bleibt nochmal stehen, als es den Jonas sieht. „Ein Riesending wird das“, sagt die Frau großmütterlich. Für sie sei das aber nichts, sie sei doch so klein und das Zelt so groß, da kriege sie ja Platzangst. Ihr Gatte lächelt gütig, fasst ihr an die Schulter und schiebt sie Richtung Ausgang. Lassen wir die Jungen feste feiern.

Um drei Uhr muss die Musik aus sein. Das heißt: Sechs Stunden alles geben. Für die Vernichter gilt es jetzt. Die Industriemechaniker, Landwirte und Bürokauffrauen werden zu Barkeepern, Runnern, zur Crew. Das Angebot, sorgsam ausbuchstabiert auf bunten Kartons: Wodka mit Orangensaft, Whisky mit Cola, Jägermeister mit Energy zu 3,50 Euro pro Becher. Das Pfand kann man gegen *Ficken* eintauschen, einen klebrig roten Likör, den Inbegriff von Partyschnaps.

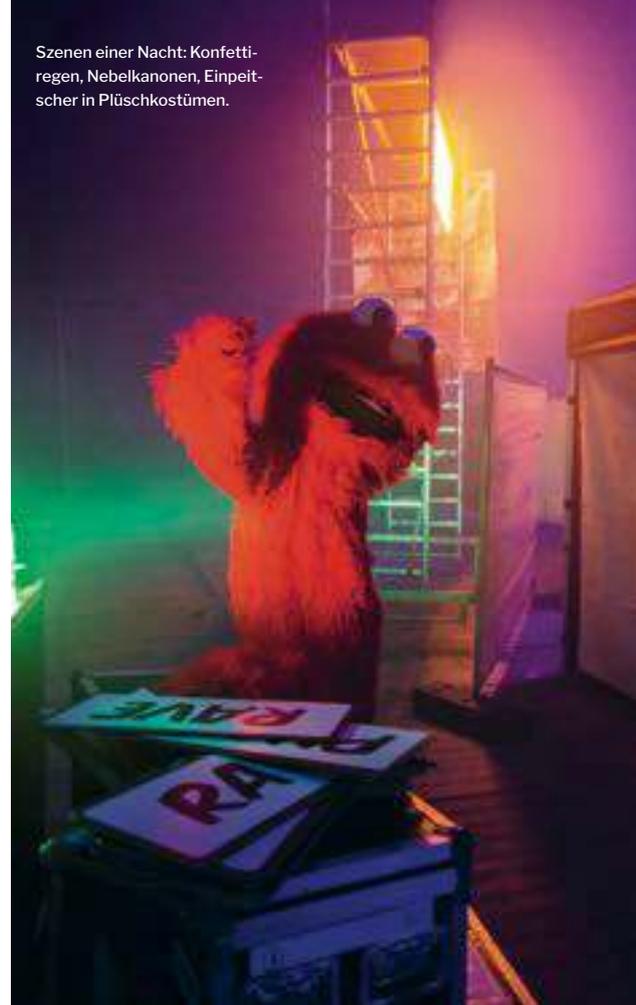
Ein Bildschirm peitscht die hereinstömenden Gäste ein: „Put your fucking hands up!“ Acht hängende Monitorboxen auf jeder Seite einer Bühne pumpen wuchtig Dezibel Richtung Tanzfläche. Jungs mit aufgeblasenen Oberarmen, übergroßen Tanktops und verspiegelten Sonnenbrillen. Mädchen mit High-Waist-Jeans, weißen Sneakern und zu viel Parfüm. Lasershow, Nebelkanonen, Konfettiregen. Ausrasten, wenn der DJ es befiehlt.

Ein Paar, eng umschlungen, küsst sich anders, als die anderen es tun. Zärtlicher, umsichtiger, ehrlicher. Vielleicht eine Schulliebe. Es läuft *L'amour toujours* von Gigi D'Agostino. Die perfekte Imitation der Großraumdisko auf der Wiese vom Bauer Böhm. Nur der Alk ist billiger.

Vollbesetzte Busse bringen Gäste aus Augsburg, dem Allgäu und dem Donau-Ries. Das macht eini-



Szenen einer Nacht: Konfetti-
regen, Nebelkanonen, Einpeit-
scher in Plüschkostümen.



gen Sorgen. Also schickte Jonas Einladungen an alle Haushalte des Dorfes, lud den Musikverein und den Pfarrer ein, wollte die Party der Jungen zur Party des ganzen Dorfes machen. Die Vernichter erwarten über 5.000 Menschen in zwei Tagen, fast viermal so viele, wie im Dorf leben.

Jeder trägt seinen Teil dazu bei: Die Pferdewirtin vom Stall nebenan zieht ihre Tiere um, der Bass würde sie verrückt machen. Die Freiwillige Feuerwehr tut sich mit denen aus den Nachbarorten zusammen, um ankommende Autos auf festen Grund zu lotsen. Der Fußballverein, der zum größten Teil aus Vernichtern besteht, bemüht sich wie jedes Jahr darum, den Spielplan so zu legen, dass das letzte Saisonspiel nicht mit der Party zusammenfällt. Vergeblich. Von den Spielen an den Vernichter-Wochenenden gewinnen die Zusamaltheimer kaum eines. Auch an diesem Samstag nicht.

Tag zwei, Samstagabend am Tresen: Ein massiger Kerl mit fliehender Stirn und Pranken, denen man die Arbeit ansieht, legt einen Hunderter in eine Pfütze aus Schnaps und Zuckerwasser und bestellt 20 Asbach-Cola. Zwei Stunden steht er da in seiner wattierten *John-Deere*-Fleecejacke, während neben ihm Mädchengruppen an die Bar stürzen und dem Barkeeper „Malibu für alle!“ entgegenkriechen. Nur manchmal, wenn der DJ den Bass elendig lang hinauszögert, hebt er den Kopf, quittiert den

endlich einsetzenden Bass mit einem Kopfnicken und wendet sich wieder dem Asbach-Cola zu – noch sechs Stück. Als er alle ausgetrunken hat, kassiert er sein Pfand und sagt: „So, jetzt geh’ ich heim.“ Dann dreht er sich um und geht.

Sonntagmorgen, drei Uhr. Die letzten Töne von Robbie Williams’ *Angels* sind noch nicht ganz verklungen. Die Nacht, der Suff, die Erschöpfung fordern Opfer. Einer, Ellenbogen auf der Theke, Gesicht in den Händen, verglimmende Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger, schläft. Schweiß rinnt ihm den Nacken hinab. Feixende Verbrüderung zwischen den Barkeepern: „Sollen wir ihn ein bisschen gießen? Vielleicht wächst er ja noch!“ Brüllendes Gelächter. Der Schweißnacke kriegt von all dem nichts mit. Erst als das Licht angeht, wacht er auf, schüttelt sich, tritt in die Nacht hinaus und wankt über die taunasse Wiese davon. Am Pferdestall vorbei, über den Fluss und hinauf ins Dorf.

Die Vernichter machen durch. Während der Nebel über dem Feld der Frühsommersonne weicht, räumen sie das Gelände. Das Leergut aus zwei Nächten füllt am Ende zwei große Schuttcontainer. Die V-Party ist vorüber, das Dorf hat Ruhe. Bis zum nächsten Jahr, wenn die Großstadtkinder wieder nach Zusamaltheim kommen.

pronx ist... wo man
Asbach-Cola und
Jäger-Bull tankt.



Neu verwurzelt

Die Zukunft gehört dem Land, sagen Forscher. Junge Menschen gründen Startups mitten im Nirgendwo und brechen mit dem Klischee von der rückständigen Peripherie.

TEXT & FOTO: CONSTANZE KAINZ & VINCENT SUPPÉ

Was, du willst zurück auf's Land? Diese Frage hat Anja Mielimonka vor zehn Jahren ständig gehört. Damals, als sie beschloss, nach dem Modedesign-Studium aus München wegzuziehen. Heute sitzt Mielimonka, die alle nur Milli nennen, in ihrem Atelier in Herrsching am Ammersee. Die Werkstatt hat sie mit ihrem Freund direkt neben das Wohnhaus gebaut.

Wenn Milli an ihren Skizzen arbeitet, schaut sie auf einen Ahornbaum, sieht ihre drei Hunde herumtoben und die Enten im Garten. Die 33-Jährige ist Modedesignerin, fernab der Fashionmetropolen. In Bayern führt sie ihr Unternehmen *Milli Monka*. Von dort aus haben es ihre Kreationen bis nach New York geschafft. Ein Haarband aus bunten Bändern ist der Bestseller.

Sie weiß, was angesagt ist. Bekommt über soziale Medien und Streams der Fashionshows mit, was abgeht, obwohl sie in der Provinz ist. Die Stadt sei ihr zu hektisch, sagt sie, da könne sie nicht arbeiten. Sie brauche das Idyll, den Ammersee und den Bergblick.

„Für viele ist die Großstadt mega anstrengend“, meint Trendforscher Tristan Horx vom Zukunftsinstitut. Der 25-Jährige stammt aus einer Zukunfts-

forscher-Familie, beide Eltern und sein Bruder untersuchen Trends. Tristans Thema ist der Generationenwandel auf dem Land. Seine Erkenntnis: Junge Menschen wünschen sich mehr Platz, einen Garten und Ruhe. All das, was ihnen die hyperurbanisierte Stadt nicht bieten kann. Vier von fünf Deutschen bevorzugen ein Leben außerhalb der Großstädte, das schreibt auch die Bundesstiftung Baukultur in ihrem neuesten Bericht.

Wer aber auf dem Land leben und arbeiten will, muss sich seinen Job oft selbst schaffen, so die These von Kira Sawicka. Sie betreut junge Menschen bei der Initiative *Lokalhelden*. Mit Beratungen und Stipendien hilft ihnen das Modellprojekt bei der Unternehmensgründung in ländlichen Gegenden Ostdeutschlands. Eine Gärtnerei oder ein Hotel eröffnen, eine Gänsezucht aufbauen oder eine App entwickeln. „In den allermeisten Fällen sind das Leute, die nach dem Studium in der Stadt zurück in ihre Regionen wollen, oft zurück zu ihren Familien.“ Der Osten mache es ihnen leicht. Dort gibt es noch viel freien Platz und die Mieten sind günstig.

Ein weiterer Vorteil: Dorfstrukturen funktionieren über den persönlichen Kontakt, über Vereine, über Gespräche am Zaun und mit der Bürgermeisterin.

pronx ist... wo Kreative Startups am See gründen.



Anja Mielimonka (li.)
Kira Sawicka (re.)



Foto: Sarah Horvath

»Jeder Trend hat einen Gegentrend«

„Neues spricht sich schneller rum, weil weniger los ist. Die Leute sind hungrig nach neuen Impulsen. Dass wieder jemand kommt und was macht“, sagt Sawicka. „Nicht so wie in Berlin, wo der zwanzigste neue Shop in Kreuzberg gar nicht auffällt.“

Und trotzdem: Die Städte boomen. Der Zuzug mag anhalten, aber: „Jeder Trend hat einen Gegentrend“, hält Horx dagegen. „Unsere Prognosen am Zukunftsinstitut zeigen, dass künftig 75 Prozent der Menschen in Städten leben werden und 25 Prozent auf dem Land.“

Besonders für eine kreative Mittelschicht könnte das Landleben interessant sein, vermutet der Zukunftsforscher. Sie will global vernetzt sein und lokal leben. Weil jeder Trend einen Namen braucht, haben Soziologen dafür einen Begriff erfunden: Glokalisierung. „Durch die Digitalisierung und die weltweite Vernetztheit haben bestimmte Gruppen die Möglichkeit, auch auf dem Land ihre Arbeit zu machen.“ Der Lokalheld mit seinem Hotel mitten im Nirgendwo muss online präsent sein, wenn Gäste aus der Stadt kommen sollen. Die Dorf-App-Gründerin ist darauf angewiesen, dass das Internet funktioniert.

Noch ist das Internet in der Stadt schneller: Rund 92 Prozent der Haushalte surfen 2017 mit mehr als 50 Mbit pro Sekunde. In ländlichen Regionen

waren es knapp 44 Prozent – im Vergleich zum Vorjahr eine Steigerung um zehn Prozentpunkte. Das zeigen Zahlen des Bundesministeriums für Verkehr und digitale Infrastruktur. Weitere Verbesserungen sind eine Frage der Zeit, glaubt Trendforscher Horx: „Wenn zunehmend Menschen aus der oberen Mittelschicht auf das Land ziehen, wird mehr Nachfrage entstehen.“

Für Tristan Horx steht ein tiefgreifender Wandel bevor. „Urbane Leute, die in der Stadt sozialisiert wurden, werden das Land zukunftsweisend beeinflussen. Sie sprengen die Aufteilung zwischen traditionellem Land und moderner Stadt.“ Sie sind Glocalisten.

Am Ammersee schreibt Milli mit ihren Kundinnen E-Mails, nimmt Bestellungen an und Maße auf. „So ist das am unkompliziertesten.“ Es gibt kein Schaufenster, an dem Laufkundschaft vorbei geht. Stattdessen digitale Einkaufswägen. Mit ein paar Klicks liegt alles an der Kasse des Online-shops von Milli Monka. Zahlung per Kreditkarte oder Sofort-Überweisung. Shipping worldwide. „Manchmal gibt es Ketteneffekte“, erzählt Milli. Vielleicht hat ein Blogger ihr Label empfohlen oder es war ein Bild ihres Haarbandes in einem Fashion-Forum. „Plötzlich kamen sieben Bestellungen aus London. Das ist schon cool.“



Von 0 auf 100 in vier Sekunden: Der geschwindigkeitsscheue Autor vor einer Corvette ZR1 mit 755 PS.

Tuning is not a crime...

...but sometimes it's an Ordnungswidrigkeit! Unser Autor kommt vom Dorf und hat den Drang seiner Freunde nach mehr PS nie verstanden. Eine Aufarbeitung.

TEXT: DOMINIK WOLF | FOTO: REGINA STEFFENS

Mein erstes Mofa: 2 PS, 25 km/h in der Spitze und trotzdem: ein zweirädriges Stückchen Unabhängigkeit. Ich war zufrieden. Meine Freunde waren es nie. Ständig schraubten sie an ihren arschteuren Rollern herum, um die Motoren an ihre Grenzen zu bringen. Schon bald kam der Vorschlag, ich könne mein Mofa doch auch frisieren. So wie Patrick, der mal die 100 geknackt hat. Krass, oder? Schon, aber Patrick hat sich dabei auch Elle, Speiche und Schlüsselbein gebrochen. Ich hielt mich lieber an die Straßenverkehrs-Ordnung. Wo bleibt da der Spaß, fragten meine Freunde.

Dieser „Spaß“ ist mir immer suspekt gewesen. Mein Mofa war Gebrauchsgegenstand, um eine Strecke zwischen Hier und Da möglichst unbeschadet zurückzulegen. Mir war egal, wie lange ich dafür brauchte. Hauptsache, meine Knochen blieben ganz. Der Versuch, mich anzupassen, war zum Scheitern verurteilt. Ich hatte nämlich absolut keine Ahnung. Während meine Freunde ihre Auspuffrohre aufbohrten, las ich *Spex* und träumte von Berlin. Das sprachlose Unbehagen bekam Kontur. Ich gefiel mir darin, Sätze zu denken, wie: „Geschwindigkeit, das ist die fetischisierte Kompensierung mangelnder Virilität.“ Blasierte Formulierungen aus Großstadt-Magazinen, die mich darüber hinwegtrösteten, dass ich ständig den Staub der anderen fressen musste.

Dann kam der Autoführerschein. Während meine Freunde längst fahren konnten, brauchte ich über 30 Fahrstunden. Tuning wurde Zeitvertreib und Ritual: Am Freitag durch die Republik nach Braunschweig, einen sechs Jahre alten 3er-BMW abholen, der nicht mal 100.000 km hat. Jackpot! Samstag rauf auf die Hebebühne, den Unterboden mit Neonröhren auskleiden, Sonntag Dorfrunde, den Effekt testen und Montag zum TÜV, die neuen Teile abnehmen lassen. Ob ich mal mitkommen wollte, fragten sie. Gerne, sagte ich. Eher gefriert die Hölle, dachte ich.

Als es darum ging, mir ein Auto zu kaufen, scharften sich meine Freunde zu Beratungsrunden um mich. Jahrelanges *Grip* – *Das Motormagazin*-Binge-Watching gipfelte in mir unverständlichen Grabenkämpfen, angereichert mit dem Auto-Zeitschriften-Vokabular: Suzuki Swift – „Reiskocher“, Opel Astra – „Opel Popel“, VW Golf – „mindestens 120 PS, sonst kannst du gleich weiter Mofa fahren“.

Es wurden 80 PS. Genug für mich, ein Frevel für meine Tuner-Freunde. Aber da könne man ja was machen. Turbolader, Chip-Tuning, Lachgas-Einspritzung, und vorbei wäre es mit der Angst, den Berg rückwärts wieder runterzurollen. Ich hüstelte solche Bemerkungen weg und fuhr weiter mit strichgenauen 50 km/h durch die Dörfer – vorausschauend und spritoeffizient.



Promised Land

TEXT: NORA VOIT | FOTOS: STEFAN ZINSBACHER & NORA VOIT

In einem Landhaus lernen abgestumpfte Städter, was es bedeutet, achtsam zu sein. Unsere Autorin hat im Kuhstall übernachtet, sich selbst gesucht und quälend langsam gegessen.

Hallooooh, Osterloooohh, meldet sich Maria am Telefon. Ob noch ein Platz in ihrem Achtsamkeits-Kurs frei sei, frage ich. Ich wolle eine Geschichte übers Hinterland schreiben. „Hahaha, Hinterland!“ Ich solle Leichtigkeit mitbringen, sagt Maria und legt auf, bevor ich Fragen stellen kann.

TAG 1

24 Stunden später sitze ich im Zug Richtung Berchtesgadener Land. Durchgeschwitzt, verspannt, Tennis-Arm vom Gewicht meines Koffers. Achtsamkeit, was ist das überhaupt? Vor einem Jahr habe ich mir eine App namens *HeadSpace* runtergeladen, mich über die niedlichen Animationen gefreut und drei Kapitel lang zu einer flauschigen Männerstimme meditiert. Heute verkümmert sie zwischen Whatsapp, Facebook und Instagram.

Vom Teisendorfer Bahnhof bringt mich ein schwarzer Kleinbus zu Marias abgelegenen Hof. Marias Mann, ein Milliardär aus den USA, hat ihn ihr vor 18 Jahren geschenkt und aufwändig umbauen lassen. Seit seinem Tod empfängt die 69-Jährige im Verein für Achtsamkeit in Osterloh e.V. Gäste für wenig Geld zu Yoga-Kursen, Geburtsvorbereitungen und Achtsamkeits-Seminaren.

In Osterloh riecht es nach Kuh und nach Reformhaus. Für die kommenden zwei Nächte darf ich mir eine „Koje“ im ehemaligen Stall aussuchen: ein esoterisch-bordellartiges *Séparée* mit Einzelbett hinter schweren, roten Vorhängen. Ich hieve meinen Großstadtkoffer in die Ecke und gehe zu den anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in den gigantischen Garten. Kopfkino: Ich werde mich gleich als blutige Achtsamkeits-Anfängerin und Vorzeige-Städterin outen müssen, skeptische Blicke, Mitleid, Heilkräuter.

Realitätscheck: Niemand beachtet mich. Zwei Frauen unterhalten sich über Wellness. Eine Mutter und ihre Tochter spazieren barfuß durch den Gemüsegarten. Jemand massiert sich Pfefferminzöl in die Schläfen. Maria hantiert hinter mir mit einem Gartenschlauch herum, eine Sekunde später rinnt eiskaltes Wasser von meinem Hinterkopf. War das mein Aufnahme-ritual, meine Reinwaschung? Nein, sie hat nur den Schlauch in die falsche Richtung gedreht. Marias Lache ist kindlich, vollherzig und wahnsinnig ehrlich. Elvis, ihr Terrier, leckt mir den Angstschweiß von den Händen.

Erste Lektion: Achtsamkeit beginnt in der Küche. Wir stehen um den Herd herum, schließen unsere Augen und formen die Hände zur Schale. Marias Küchenfee, wie

sie sie nennt, legt uns ein Objekt in die Hände, wir sollen es ertasten. Wie fühlt es sich an? „Rau“, „mit kleinen Hubbeln“, „haarig“, „fleischig“, „uneben“, „stachelig“, „blättrig“, die Assoziationskette will nicht abreißen. „Wie eine Erdbeere“ ruft jemand und erlöst uns. Endlich essen.

Wir fassen uns an den Händen und singen ein Tischgebet von Christian Morgenstern: „Erde, die uns dies gebracht, Sonne, die es reif gemacht, liebe Sonne, liebe Erde, Euer nie vergessen werde.“ Schweigend nehmen wir uns eine achtsame – das bedeutet: minutenlang auf den Teller drapierte und bewusst zu klein kalkulierte – Portion vom ayurvedischen Buffet und verteilen uns im Haus. Daheim würde ich jetzt meinen Laptop aufklappen, Tagesschau, Arte-Doku oder *Bibis Beauty Palace* schauen. Hier soll man beim Essen ganz bei sich sein, immer wieder die Gabel weglegen und bewusst runterschlucken, bevor man den nächsten Bissen nimmt. Als ich mir nach einer halben Stunde Kau-Konfrontation eine zweite Portion holen will, ist das Buffet leerräumt.

Nach dem Essen folgt die offizielle Vorstellungsrunde. Jetzt darf endlich geredet werden. Wir sitzen auf Matten im abendlichtdurchfluteten Heuboden, in der Mitte ein Arrangement aus Klangschalen, Rosen und



Buntstiften, aus vielen Metern Höhe blickt ein gigantisches Sonnengesicht auf uns. Um mich herum überwiegend Frauen, eine Studentin, eine Krankenschwester, eine Grafikerin, eine Rettungssanitäterin, eine Sterbe- und Trauerbegleiterin, zwei Hebammen, eine Personalerin, eine Lehrerin, eine Kinderärztin. Die zwei Männer sind eher als Anhängsel hier. Einer der beiden, ein Projektleiter aus München, scherzt, er sei ganz froh, dass seine Frau ihn mitgeschleppt habe, zu Hause habe er nämlich nicht so viel zu lachen. Ich beuge mich dem Gelächter der Gruppe. Als ich an der Reihe bin, erzählt Maria von unserem Telefongespräch. Sie habe sich überlegt, mich in Schürze, Kopftuch und mit Mistgabel in Empfang zu nehmen. Von wegen Hinterland und so. Ich bin mir nicht sicher, ob zwei Tage ausreichen werden, um dieses Missverständnis aufzuklären.

In einer halben Stunde ist der Whirlpool aufgeheizt, hieß es. Als ich mich im Bikini, das Handtuch bis zum Hals um meinen Körper gewickelt, endlich in Richtung Sauna-Bereich traue, flitzt mir die splitternackte Maria entgegen. Mit Anlauf und einem kindlichen JAAHH, springt sie in den tiefschwarzen Teich. Nach und nach trudeln tiefenentspannte Nackte ein. Ich bin die Einzige, die an ihrem Bikini festhält.



Aus dem Hamam höre ich Mutter und Tochter kichern. Beate ist Grundschullehrerin, Anna studiert medizinische Informatik und schreibt gerade ihre Bachelorarbeit. Sie soll sich hier auf dem Land ein paar Tage den Kopf frei machen, findet die Mutter. Ich streife mir mein Handtuch vom Körper und lege mich zwischen die beiden auf den glitschigen, heißen Stein. Die feuchte Stille durchfährt ein knatternder Furz. Wir prusten los. „Press deine Wirbelsäule an den Stein und lass dann den Rücken hochschnallen“, sagt Beate, während wir die perfekte Furz-Imitation üben. Wir lachen, bis mir schwindelig wird.

TAG 2

Um 6.30 Uhr ertönt der erste Gong. Dann der zweite, der dritte. Goonnggggg. Maria schwingt mit einer tibetischen Klangschale durchs Haus. Gonggggg. Die Front-Kamera meines iPhones ist gnadenlos: Haare fettig, Augen klein wie Rosinen, Augenringe. Kann ich so unter Leute gehen? Egal jetzt, Goonngng. Draußen fällt Landregen. Wir treffen uns im Heuboden. Ich drücke mich in ein Kissen, schließe die Augen. Wir streicheln unsere Glieder, wir klopfen unsere Nieren, wir dehnen unsere Leber. Ausatmen, Einatmen. Yoga nennt Maria „Lümmeln und Rekeln“, das Gegenteil vom Fitness-Yoga, das ich schmerzlich in ein paar hochglänzenden Youtube-Videos kennen gelernt habe. Jemand im Raum furzt laut. Alles ist erlaubt.

Achtsamkeit heißt im Grunde: sich auf den Moment konzentrieren. Achtsam sein kann man überall: an der roten Ampel, in der U-Bahn, beim Abwaschen, auf dem Klo. Es gibt Apps, die einen achtsamer machen sollen. Besser sind wahrscheinlich Marias Tipps. „Wenn ihr im Alltag auf der Suche nach einem Rückzugsort seid – schließt eure Augen. Ihr habt schließlich immer eure Augenhöhlen dabei“, sagt sie.

Jemand im Raum furzt laut. Alles ist erlaubt.

Die Achtsamkeitslehre, auf Englisch *Mindfulness-Based Stress Reduction*, geht aus buddhistischer Meditation, Yoga und Zen hervor. Von ihrem Begründer, dem Medizinprofessor Jon Kabat-Zinn hat auch Maria gelernt. Sie leitet Seminare in den USA, in Italien und Deutschland, hat schon in Psychiatrien und Gefängnissen Menschen ein bisschen achtsamer gemacht. Am liebsten übt Maria mit Kindern in Schulen. „Jetzt brüllt alle wie ein Löwe und streckt dabei die Zunge raus.“ Ich schaue mich um, alle außer mir machen widerstandslos die Übung mit, Augen zu, Zunge raus, und durch.

Zum Frühstück gibt es Reisauflauf mit Pfeffer fürs „Verdauungsfeuer“, Griesbrei und Apfelmus mit Ingwer und Kardamom.



Ausatmen. Einatmen.
Maria leitet eine Achtsamkeitsübung im Garten an.

Wäre es jetzt achtsam oder unverschämt, zu sagen, dass ich keinen Kardamom mag? Immerhin pulverisiert sich meine größte Angst: Es gibt Kaffee. Bedächtig schenke ich mir eine halbe Tasse ein. Hinter mir stehen Kaffeemenschen rosinenäugig Schlange. Wir treffen uns wieder, nebenan auf den Toiletten, die nur durch eine dünne Wand voneinander getrennt sind.

Gartenmeditation. Schweigend umkreisen wir eine Linde, zupfen Rosenblätter, pflücken Erdbeeren. Sie duften überirdisch, Speichel sammelt sich in meinem Mund. Meine Hände berühren sachte den von der Sonne gewärmten Boden. Ich denke zum ersten Mal in meinem Leben über das Wort Erd-Beere nach.

Am Nachmittag liegen fünfzehn Menschen und Terrier Elvis auf einer Streuobstwiese. „Jetzt spürt mal euren linken kleinen Zeh“, klirrt Marias Stimme durch die Luft. An meinen Fingern kitzelt der Wind. Die Übung nennt sich Bodyscan, ein wichtiger Teil der Achtsamkeitslehre. Beim Bodyscan soll man sich schrittweise jedes einzelnen Körperteils bewusst werden, auch unangenehme Gefühle sind erlaubt. Meine Kniekehlen fühlen sich verletzlich an. Ich will lernen, loszulassen. Ausatmen, Einatmen.

Samstagabend. Normalerweise würde ich jetzt Weinschorle trinken. In klebrigen Clubs tanzen, reden, fummeln. Nichts denken. Dem Kater entgegenschlafen. Den Montag fürchten. Heute Abend finde ich mich zwischen Gesprächen ums Gebären, Altwerden, um Lebensmittelunverträglich-

keiten und Schlafstörungen wieder. Im Kräutergarten spreche ich mit Constanze, die als Personalerin in einem Co-Working-Netzwerk in München arbeitet, über Instagram. Seitdem sie hier ist, habe sie nicht ein einziges Mal auf ihr Smartphone geschaut. Wie gut das tue. Ich denke an die vielen Fotos, die ich heute und gestern verschickt habe und schalte mein iPhone aus. Ich werde es erst beim Warten auf die U-Bahn wieder in den Händen halten.

»Jetzt brüllt alle wie ein Löwe und streckt dabei die Zunge raus.«

„Seid ihr schon achtsamer?“, frage ich in die Runde, „oder liegt es an der Landluft, dass wir alle so entspannt sind?“ Man ist sich einig: Persönliche Kraftorte könne man überall haben. Aber Land, sagt Maria, ist Graceland. Land ist das Versprechen von Ruhe und Erholung. Die meisten hier sind längst von der Stadt aufs Land gezogen. Ich lasse mich nackt in den Teich gleiten, träume von einem alten Bauernhof, zwei Eseln, zwei Hunden, einem Pferd, einem Erdbeerfeld. Dann gehe ich in meine Koje, Elvis wartet auf mich.

TAG 3

Goonnnng. Hundemüde. Hungrig. Keinen Bock auf Morgenstern. Goonnnng. Spaziergang zum „Osterloher Meer“, wie Maria eine grünbraune Pfütze im Wald nennt. Nieren klopfen, Leber dehnen. Anna zer-

matscht eine Bremse mit ihrer Handfläche. „Die fressen mich auf“, schreit sie. Jetzt soll sich jeder von uns einen Stein suchen, ihn mit Ängsten und Lastern aufladen und schwungvoll in die Pfütze werfen. „Routinen“, ruft eine, alle rufen mit. „Schwere Gedanken“, schreit jemand. Ich fühle mich unwohl. Mein Stein verschwindet lautlos im Osterloher Meer. „Kontrolliertheit“, denke ich.

Abschlussrunde im Heuboden. Was nehmen wir mit von diesem Wochenende? Die Krankenschwester erzählt unter Tränen von der totalen Erschöpfung, der täglichen Ausbeutung ihres Körpers. Dieses Wochenende hat sie ihm geschenkt. Reihum fallen Wörter wie Selbstliebe, Dankbarkeit, Freiraum, Großzügigkeit. Dass ich die Zeit hier genossen habe, das Nacktbaden mochte und das Schweigen mit Elvis und, dass mir der selbstgemachte Frischkäse geschmeckt hat, sage ich. Ich bin mir nicht sicher, ob das die richtige Antwort war, und auch nicht, ob ich jetzt achtsamer bin.

Maria teilt am Ende Kunst-Postkarten von ihren Museumsbesuchen in der ganzen Welt aus, wir sollen ein paar Zeilen darauf schreiben. Falls uns die Karte nicht gefällt, dürfen wir sie weitergeben. Meine Nachbarin hält Magrittes *Der Mann mit der Melone* in die Höhe. Das Motiv, ein Mann in Anzug und Hut, vor seinem Gesicht eine Taube, erinnert sie an einen zugedöckelten Städter, der ins Hinterland zieht. Sie verschenkt die Karte an mich. Wir lachen.

Wenn Fichten fallen

Der Klimawandel bedroht den Wald. Eine junge Försterin kämpft gegen die Ausbreitung des Borkenkäfers und für die Arbeitsplätze von über einer Million Menschen.

TEXT & FOTOS: LISBETH SCHRÖDER

Wer den Klimawandel bremsen will, muss in der Rammelkammer anfangen. Denn dort, in der Rinde der Fichte, vermehrt sich der Borkenkäfer. Hier schafft er sich Räume und Gänge, legt Eier und stirbt. Seine Larven können im Schutz des Baumes wachsen – bis eine Försterin sie zerquetscht.

Die schleimigen Fäden bleiben kurz an Eva Ritters Fingern hängen, bevor sie sie am Holz abschmiert. Die 29-jährige Försterin steht zwischen gefällten Fichten in einem Wald unweit von Augsburg. Sie hält ein Stück Rinde in ihren Händen und zeigt auf die Larven. „Denen macht das nichts aus, wenn die Fichten sterben“, erklärt Ritter, „dem Schreiner, Tischler oder Zimmermann vielleicht schon.“

Das Problem sind einerseits die Käfer selbst, andererseits die Pilze, die sie mitbringen. Letztere verfärben das Holz, gemeinsam schwächen sie die Fichte. Im schlimmsten Fall sterben die Bäume ab und lassen sich höchstens zu Paletten verarbeiten. Die Käfer und ihre Pilze verbreiten sich mit den steigenden Temperaturen und bedrohen die Forst- und Holzwirtschaft. Eine Branche, in der 1,2 Millionen Menschen in Deutschland arbeiten. Die Schreiner, Tischler und Zimmermänner werden umdenken, vermehrt auf neue Bäume und Hölzer setzen müssen.

Bei den Förstern beginnt der Wandel. Sie nennen die Fichte liebevoll „Brotbaum“, denn sie ist ihre wichtigste Einnahmequelle. Das Holz ist vielseitig verwendbar – für Papier, Möbel oder Häuser zum Beispiel. Vor allem die Baubranche schätzt die langen Stämme. Wenn die Fichte stirbt, werde der Haus-

bau teurer, meint Ritter. Industrie und Verbraucher müssen umdenken, sonst stehen die Stellen von tausenden Förstern in Deutschland auf dem Spiel.

Eva Ritter arbeitet bei der Forstverwaltung Augsburg. Sie wacht über den Wald der Stadt, der sich mit einer Fläche von 10.000 Fußballfeldern weit über die Stadtgrenzen erstreckt. Städter nutzen den Wald als Naherholungsgebiet. Für die Försterin ist er Arbeitsgebiet. Hier entscheidet Ritter mit, welche Bäume gefällt und gepflanzt werden. Ihr Vater besaß selbst Wald. Er vermachte ihr eine eigene „Spielwiese“. Auf dieser Fläche probiert Ritter bis heute aus, welche Bäume zueinander passen und welche Kombinationen gegen den Klimawandel gewappnet sind. Wenn sie Fichten im Schatten von Tannen anpflanzt, verbreitet sich der Borkenkäfer langsamer. Er mag lieber sonnige Plätze und kurze Entfernungen von Baum zu Baum.

Die Försterin muss Jahrhunderte im Voraus denken, wenn sie die Bäume miteinander kombiniert: „Heute pflanze ich das, was meine Kinder oder Urenkel ernten werden“, erzählt sie. Ritter streift im Wald durch Kolonien ihrer Baum-Babys. Fichten und Tannen reichen ihr bis zur Hüfte. Die Bäume stehen so nah beieinander, dass man den Boden vor lauter Nadeln nicht mehr sehen kann. Sie streifen Ritters Hose, während sie das Wachstum der Bäume kontrolliert.

Bisher hat die Forstwirtschaft eher auf Monokulturen gesetzt. Eine neue Generation junger Waldbesitzer könnte das ändern. Etwa die Hälfte des deutschen Waldes befindet sich in privater Hand. Ritter schätzt, dass in den nächsten Jahren vermehrt Waldflächen

pronx ist... wo mit
Gras wirklich Gras
gemeint ist.

In dieser Fichte hat der Borkenkäfer gewütet. Försterin Eva Ritter und ein Waldarbeiter betreiben Krisenmanagement.



von den Großeltern an die Enkel übergeben werden. Sie ist sich sicher: Mit der Vielfalt der Waldbesitzer wird auch die Vielfalt der Wälder zunehmen.

Bei den Jüngeren ist das Bewusstsein für den Klimawandel höher. Ritter versucht, dieses Bewusstsein zu stärken. Sie hat Forstwissenschaft und Ressourcenmanagement studiert und bewarb sich aus Jux auf die Stelle der Waldprinzessin. Mit Erfolg. Sie wurde Vertreterin des bayerischen Waldes und teilte ihre Leidenschaft mit Gruppen von Schülern oder Politikern, die sie durch den Wald führte.

Eva Ritter öffnet das Tor einer Art Baumschule. Irgendwo im Nirgendwo, auf einer Lichtung an der Grenze des Waldes, wachsen hier etwa 30 Sprösslinge. Wenn die Fichte nicht überlebt, müssen die

Förster nach Alternativen suchen. Sie orientieren sich am Süden: Welche Bäume gedeihen in Kroatien oder Frankreich? Zu Ritters Füßen wächst eine Libanon-Zeder. Wenn der Baum den Versuch auf der geschützten Lichtung übersteht, könnte er bald im Augsburger Wald zu finden sein.

Die richtigen Sorten werden sich durchsetzen. „In der Finanzwirtschaft setzt man auf mehrere Aktien“, sagt Ritter: „Wir setzen auf mehrere Baumarten.“ Bis die neu gepflanzten Bäume Gewinne abwerfen, müssen die Förster versuchen, das Holz der Fichte trotz des Befalls zu verkaufen. Die Schreiner, Tischler und Zimmermänner werden auf andere Holzarten ausweichen müssen. Nur so können die Förster überleben.



Eva Ritter besucht ihre Sprösslinge. In den ersten Jahren sind sie sehr anfällig für Schädlinge.

Haste mal ne Line?

Über Berlin und Frankfurt wurde genug gerappt – jetzt erobert die Provinz das Game. Bist du pronx genug, um die Rhymes zu droppen?

KONZEPT: JULIA KLAUS, ANTONIA FRANZ & REGINA STEFFENS

ILLUSTRATION: KAROLIN OHRNBERGER



(1) K.I.Z – KLASSENFAHRT

Kamera an, wir stürmen dieses Kuhkaff

Der erste _____ denkt, er ist Tupac

Ich rede mit Händen, damit der Horst mich versteht

Danach geht es ab in die _____

(2) FETTES BROT – KUSSKUSSKUSS

Du traust dich nicht nach Haus

und sitzt hier schon seit Stunden

Oben auf dem Autobahnraststättenspielfeldklettergerüst

Was werden wohl die _____ sagen

_____ wenn sie erst erfahren

Du hast gestern Abend einen _____ geküsst

(3) CASPER – HINTERLAND

Wo jeder Tag aus _____ besteht

Und die Zeit scheinbar nie vergeht

In diesem Hinterland. Verdammtes Hinterland

Wo _____ im Wind verwehen

Und die Zeit scheinbar nie vergeht

Geliebtes Hinterland. Willkommen im Hinterland

(4) KOOL SAVAS (FEAT. LAAS UNLTD & KAREN FIRLEJ) – STEINZEIT

Häng' ab auf dem Dorf in

Nachbarn rufen Gott zum Gruß

Nenn' mich hinter'm Rücken

denn ich leb' auf großem Fuß

(5) ZUGEZOGEN MASKULIN – TEENAGE WERWOLF

In diesem Dorf am Rande vom Wald

Da war'n nur du und ich gegen alle

_____ in Menschengestalt

Doch wenn der Mond durch die Baumkronen schien

heult' ich wütend und gleichsam verzückt

Die _____ bebten vor Angst

Doch wir holten uns unsre Würde zurück

(6) FIVA – KLEINKUNST

Er fährt den größten Wagen bei der Freiwilligen Feuerwehr

und seit Johannes weg ist, hat er hier keine _____ mehr

Am liebsten wäre Georg mal wer richtig

So Alice Cooper oder Axel _____ von Guns N' Roses

Erster Gang

Freiheit auf dem Land bedeutet: Handbremse lösen. Losfahren. Drei Promis erinnern sich an das Gefühl, endlich den Führerschein zu haben.

PROTOKOLLE: ANTONIA FRANZ & VINCENT SUPPÉ



STEFAN DETTL FRONTMANN VON LABRASSBANDA

Endlich nicht mehr nur in der immergleichen Ortschaft weggehen, sondern auch mal zu anderen Partys fahren – das war das Wunderbare am Führerschein. Besonders als Musiker! Für uns ist ein Führerschein und das allererste Auto, egal wie kaputt es ist, das Allerwichtigste. Dann kommt man raus und kann mit anderen Leuten musizieren. In ganz Bayern und Deutschland.

Mein erstes Auto, ein taubenblauer VW Jetta, war mein Ein-Personen-Tourbus: Mit dem Auto zum Konzert, nach dem Auftritt auf der Rückbank schlafen, am Tag darauf weiter zum nächsten Auftritt. Wir haben sogar ein Lied komponiert, das heißt VW Jetta, weil die Zeit so saucol war.



CLAUDIA ROTH GRÜNEN-POLITIKERIN

Um Autofahren zu lernen, musste ich überhaupt erstmal raus aus meinem schwäbischen Heimatdorf. Dort gab es nämlich weder Ampel noch Zebrastreifen – geschweige denn eine Autobahn.

Ich erinnere mich noch allzu gut an den Fahrprüfer, der mich rückwärts am Berg einparken ließ. Bestanden habe ich trotzdem.

Zu der Zeit haben viel weniger Frauen als Männer einen Führerschein gemacht. Meine emanzipierte Mutter mit Beruf und eigenem Auto war mir da ein Vorbild.

Ich bin dann mit dem alten Käfer meiner Mutter, so einem richtigen Kraftei, zur Schule gefahren. Später bekam ich von meiner Oma einen froschgrünen Renault, bevor ich auf einen R4 umsattelte. In den regnete es zwar ständig rein, aber er war in schönstem feministischen Lila gestrichen und hatte rote Sterne drauf.



MIA JULIA BALLERMANN-SÄNGERIN

Wie bei jedem anderen Dorfkind war es natürlich das größte Highlight, dass ich mit dem Führerschein nicht mehr täglich drei Stunden in der S-Bahn sitzen musste. Stattdessen habe ich zu meiner Ausbildung und zurück nur noch eine Stunde gebraucht.

Deswegen habe ich mir zu meinem Führerschein gleich eine richtig alte Gurke gekauft, mit der ich gefahren bin. Darin war mein ganzer Stolz eingebaut: Eine Anlage, mit der ich richtig laut Musik hören konnte. Die war teurer als das Auto selbst.

Mein erster Fahrlehrer war ein total unangenehmer Typ, der laufend blöde Sprüche gebracht hat. Deshalb habe ich die Fahrschule gewechselt. Dort klappte es dann auch ruckzuck mit dem Lappen.

Am Arsch der Welt

STECKBRIEFE: VINCENT SUPPÉ & ANTONIA FRANZ
ILLUSTRATION: KAROLIN OHRNBERGER



POSEMUCKEL

Wo es ist

Zwei Dörfer in Polen

Wo man's sagt

Im Norden von Deutschland

Zum Angeben

Während des Zweiten Weltkriegs diente Posemuckel als Tarnname eines Flugplatzes in Niedersachsen.

WALACHEI

Wo es ist

Region im Süden von Rumänien

Wo man's sagt

Ganz Deutschland

Zum Angeben

Der Roman *Dracula* spielt in der Walachei, auch dessen reale Vorgänger Vlad III. Dracula lebte dort.

HINTERTUPFING

Wo es ist

Gibt es nicht

Wo man's sagt

Bayern, Baden-Württemberg, Eifel, Erzgebirge, Niedersachsen

Zum Angeben

Der Modelleisenbahn-Hersteller Falter hat eine eigene Haltestelle Hintertupfingen im Sortiment.

PAMPA

Wo es ist

Grassteppe in Südamerika

Wo man's sagt

Ganz Deutschland

Zum Angeben

Das Wort Pampa stammt aus der Sprache der indigenen Volksgemeinschaft Quiché und bedeutet soviel wie „Feld, Ebene“.

BUXTEHUDE

Wo es ist

Stadt westlich von Hamburg

Wo man's sagt

Ganz Deutschland

Zum Angeben

In Buxtehude fand das in einer Fabel überlieferte Wettrennen zwischen Hase und Igel statt.